

# Kollektivierte Identitäten & Normierung von Geschlecht

Soziale Kategorisierungen und ihre Wirkung  
auf individuelle Realitäten

**CHRISTINE BLAU**

**BACHELOR THESIS 24.6.2018**

**BA115 FHNW BACHELOR SOZIALE ARBEIT**

**EINGEREICHT BEI PROF. DR. LUZIA JURT**

---

### Abstract

Wie gelingt die Identitätsentwicklung eines Menschen in seinen verschiedenen Sprech- und Handlungsgemeinschaften? Wie wirkt umgekehrt die soziale Umwelt auf das Individuum in ebendiesen Prozessen ein? Was bedeutet es für das Individuum, wenn es den (Rollen-) Erwartungen nicht entspricht, nicht entsprechen kann oder will? Die Arbeit beleuchtet die Prozesse zwischen Individuum und Gesellschaft, um aufzuzeigen, welchen Einfluss Fremdzuschreibungen und -kollektivierungen auf das Subjekt und seine Identitätsentwicklung haben. Dabei wird der Fokus auf die wirkmächtige Kategorisierung «Geschlecht» gelegt, obgleich – wie ausführlich dargelegt wird – eine Kategorie nie alleine für sich stehen und betrachtet werden kann, sondern vielmehr einerseits die Interdependenzen zwischen verschiedenen Zuordnungen betrachtet werden müssen und andererseits die Normierungs- und Kategorisierungsprozesse selbst. Nur so ist es möglich, die Dynamiken zu verstehen; nur so ist es möglich, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten zu analysieren; nur so ist es möglich, die Missachtung eines Subjektes durch Andere und daraus resultierende Verletzungen des Subjektes zu sehen; und nur so ist es schliesslich möglich, Normen zu erkennen und Alternativen bzw. Variabilitäten anzuerkennen.

### DANK

Ohne meine kritischen Lektor\*innen Martina Zimmermann, Katrin Rieder, Agnes Hofmann, Lilian Fankhauser und Hans Peter Blau wäre diese Arbeit nicht, was sie ist. Ihre Hinweise inhaltlicher und formaler Art waren wertvoll und mehr als einmal förderlich, Aussagen auf den Punkt zu bringen und Umstände zu klären – alle verbliebenen Unzulänglichkeiten und Fehler gehen allein auf meine Kosten. Viele Personen, nicht zuletzt Yasmin Roth, Luzia Jurt und Ursina Anderegg, haben mich auf (weiterführende) Aspekte und Literatur hingewiesen – grazie. Ein Sammeldank geht an meine Freund\*innen, die meine Absorbiertheit während des Studiums und insbesondere bei der Arbeit an der Thesis ertragen haben – thanks. Wertvoll waren und sind immer wieder die Diskussionen in der Lesegruppe und in der F.A.M. (Frauengruppe gegen Sexismus und Rassismus) – merci auch dafür.

---

## INHALT

<b>Einleitung</b>	<b>5</b>
Individuelle, kollektive und kollektivierte Identitäten	5
Dynamiken zwischen Individuum und Kollektiv	8
Fragestellung	8
Relevanz für die Professionelle Soziale Arbeit	9
<b>Theoretische Grundlagen</b>	<b>10</b>
<b>1. Intersektionalität und interdependente Kategorien</b>	<b>10</b>
1.1. Auswahl und prototypische Effekte	11
1.2. Differente Individuen und individuelle Differenzen	12
1.3. Die Kategorisierung «Geschlecht»	13
1.4. Mehrebenenanalyse	14
1.5. Rekapitulation I	14
<b>2. Heteronormativität und Geschlechtervielfalt</b>	<b>16</b>
2.1. (De-)Konstruktion von Geschlecht	16
2.2. Geschlechternormen	18
2.3. Cis-Geschlechtlichkeit	19
2.4. Multidimensionales Geschlechterverständnis	20
2.4.1. Geschlechterdimensionen	21
2.5. Begriffe	22
2.5.1. Intergeschlechtlichkeit	23
2.5.2. Transidentität	23
2.5.3. Queer	25
2.6. Rekapitulation II	25
<b>3. Normen, Kategorien und Kategorisierungen</b>	<b>26</b>
3.1. Kategorisierungen und Hierarchisierungen	27
3.2. Mechanismen der (Deutungs-)Macht	29
3.3. Kategorisierung von Geschlecht	32
3.4. Sprachliche Kategorisierung	33
3.5. Dynamische Kategorisierung	34
3.6. Rekapitulation III	35

<b>4.</b>	<b>Kollektive und kollektivierte Identitäten</b>	<b>36</b>
4.1.	Typologie kollektiv(iert)er Identitäten	36
4.1.1.	Typ I: Gewollte, selbst-identifizierte kollektive Identitäten und Lebensformen	36
4.1.2.	Typ II: Nicht-intentionale, subjektivierende Konstruktion von kollektiven Identitäten	38
4.2.	Entstehung und Erhalt kollektiv(iert)er Identitäten	39
4.3.	Kollektiv(iert)e Identitäten und individuelle Identifikation	40
4.4.	Rekapitulation IV	40
<b>5.</b>	<b>Zwischen individueller und kollektiv(iert)er Identität</b>	<b>41</b>
5.1.	Das Eigene und das Andere	41
5.2.	Gelingende und misslingende Identitätsentwicklung	42
5.2.1.	Geschlecht als zentrale Identitätskategorie	44
5.3.	Positionen in Sprech- und Handlungsgemeinschaften	45
5.4.	Selbst- und Fremdzuschreibungen	46
5.5.	Soziale Ungleichheit und Missachtung	46
5.6.	Differenzierung und Anerkennung	49
5.7.	Rekapitulation V	50
	<b>Résumé und Schlussfolgerungen</b>	<b>51</b>
<b>6.</b>	<b>Quellenverzeichnis</b>	<b>56</b>
6.1.	Literatur	56
6.2.	Abbildungen	65
<b>7.</b>	<b>Anhang</b>	<b>66</b>
7.1.	Ehrenwörtliche Erklärung	66
7.2.	Geschlechervielfalt – Glossar	66

## «Wer der Norm entspricht, kann dem Irrtum erliegen, dass es sie nicht gibt.»

(Emcke 2016a: 97)

### Einleitung

Menschen lernen durch ihre Erfahrungen und werden von materiellen und symbolischen Bedingungen in Sprech- und Handlungsgemeinschaften geprägt, in denen sie und eben diese Erfahrungen situiert sind (vgl. Rendtorff 2012: 1). «Es existiert schlicht kein Mensch einzeln und isoliert, sondern wir leben in der Welt in einer grösseren Zahl, eben im Plural.» (Emcke 2016a: 191) Der Mensch identifiziert sich einerseits in diesem Kollektiv des «universalen Wir» über gemeinsame Zugehörigkeiten und andererseits als unverwechselbares und einzigartiges Individuum (vgl. Emcke 2016a: 192). Anders gesagt: «The identities we need will have to recognize both the centrality of difference within human identity and the fundamental moral unity of humanity.» (Appiah 1996: 105, nach Emcke 2000: 343)

### INDIVIDUELLE, KOLLEKTIVE UND KOLLEKTIVIERTE<sup>1</sup> IDENTITÄTEN<sup>2</sup>

Die Position, die das Individuum in verschiedenen Sprech- und Handlungsgemeinschaften einnimmt, wird durch Bedeutungszuschreibungen und Denkgewohnheiten des Umfelds bewertet und entsprechend werden Entfaltungs- und Interpretationsspielräume bezüglich Erwartungen und Anforderungen an das Subjekt mehr oder weniger explizit formuliert (vgl. Rendtorff 2012: 1). Das Subjekt positioniert sich – und wird positioniert – in Sprech- und

---

<sup>1</sup> Hier geschieht eine sprachliche Unterscheidung von «kollektiv» und «kollektiviert», um zu verdeutlichen, dass Ersteres intrinsisch motiviert und aktiv ist in Abgrenzung zu Zweiterem, das auf Fremdzuschreibung und Fremdverortung beruht – Prozessen, bei denen dem Subjekt eine passive Rolle zukommt (siehe ausführlich Kapitel 4).

<sup>2</sup> Identitäten im Plural verweisen nicht nur auf mehrere Individuen, sondern zugleich auch auf mehrere und sich wandelnde Identitäten eines einzelnen Subjektes: Je nach Position in und je nach Sprech- und Handlungsgemeinschaft, in der sich eine Person sich bewegt, zeigen sich deren Identitäten unterschiedlich und entstehen sie in der Kommunikation erst immer wieder neu (vgl. u.a. Krappmann 1993; zu Identität und Identitätsentwicklung siehe auch Kapitel 5).

Handlungssystemen; erst in der Interaktion mit den Anderen wird es zum Individuum mit bio-psycho-sozialen Eigenheiten und vor allem: mit Identitäten. Geulen und Hurrelmann (1980, nach Nass 2016: 12) definieren Sozialisation als einen «Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt». Identitätsentwicklung ist also ein «Wechselspiel und Ineinandergreifen biologisch-genetischer Anlage und Umwelteinflüssen» (Nass 2016: 13). Die Mitglieder der für das kommunikative Individuum lebensnotwendigen Sprech- und Handlungsgemeinschaften müssen über eine gewisse Homogenität verfügen, damit eine Gruppenbildung mit kollektiver Identität möglich ist und so auch eine Verortung sowohl des Individuums wie der Gruppe<sup>3</sup>. Gruppenbildung bedeutet jedoch auch Ausschluss, weil sich identifizieren erst kann, wer sich zum Anderen abgrenzt (vgl. Haken und Schiepek 2006, Luhmann 1987 und Emcke 2000). Um ein- und damit auszuschliessen – und also zu kategorisieren –, bedarf es gruppeneigener Orientierungssysteme und Normen. Einige Kollektive konstituieren sich selbst und freiwillig, weil die Subjekte<sup>4</sup> sich gegenseitig im Anders wiederfinden und die Gemeinsamkeiten zur Stärkung der individuellen Identitätsausbildung und zur Bestätigung des Selbstverständnisses dienen. Andere Gruppen werden durch Fremdzuschreibungen konstituiert und ihre Subjekte damit kollektiviert – möglicherweise aufgrund von Kriterien, die für die Subjekte selbst nicht identitätsrelevant sind oder zumindest nicht dominant. Oder sie werden nicht aufgrund eines gemeinsamen Merkmals kategorisiert, sondern das subjektiv identitätsrelevante Kriterium wird schlicht missachtet. Diese Mechanismen von Kategorisierung, Zuschreibung und Missachtung sind es, die in dieser Arbeit beleuchtet werden sollen – einerseits allgemein und andererseits am Beispiel des Geschlechts<sup>5</sup>.

Dieser Schwerpunkt wird gewählt, weil Geschlecht als zentrale Grösse im identitären Selbstverständnis wirkt: «Es scheint deutlich zu sein, dass Geschlecht für viele Menschen damit zusammenhängt, was der Mensch als sein Selbst, als sein Ich, als seine Identität, als

---

<sup>3</sup> Der Gruppenbegriff ist in dieser Arbeit – wie besonders in Kapitel 4 deutlich wird – auf mehreren Ebenen erst mal weit gefasst: Weder ist die Anzahl der Mitglieder festgelegt (schon drei Menschen sind eine Gruppe, aber auch drei Milliarden), noch wie sie entstanden ist (z.B. durch Selbst- oder Fremduordnung), noch ob die Mitglieder sich selbst der Gruppe zugehörig fühlen.

<sup>4</sup> Die Begriffe «Individuum» und «Subjekt» werden synonym verwendet und meinen: ein Mensch.

<sup>5</sup> Der Begriff «Geschlecht» wird in dieser Arbeit mehrdimensional verstanden: körperlich, psychisch, sozial und begehrllich (siehe dazu ausführlich: Abschnitt 2.4). Andere Autor\*innen bevorzugen den Begriff *Gender*, weil dieser die soziale Konstruktion betone, wohingegen der Begriff *Geschlecht* «eher Natürlichkeitsvorstellungen oder eine Dimension von Natürlichkeit» zum Ausdruck bringe (vgl. Hornscheidt 2012:85). Mit dem mehrdimensionalen Verständnis von Geschlecht wird diese begriffliche Abgrenzung obsolet, weil auch es die Konstruktion aufzeigt und diese wiederum Basis des hier verwendeten Geschlechtsbegriffs ist.

seine eigene Subjektivität, als seine Differenz zu anderen versteht, begreift, empfindet, wahrnimmt, akzeptiert oder ablehnt.» (Baltes-Löhr 2014a: 21) Zudem wird das Thema «Geschlecht» fokussiert, weil die Vorstellungen von idealen Körpern, stereotypen Geschlechterrollen und erwarteten Begehrlichkeiten allgegenwärtig sind und dabei in allen denkbaren Dimensionen eine binäre Matrix vorherrscht, die zahlreiche Individuen nicht mitdenkt bzw. ausschliesst. Beispiel visuelle Dimension: Trifft eine Person auf eine andere, wird in Sekundenschnelle in «Mann» oder «Frau» kategorisiert und dabei in der Regel auch gleich die sexuelle Orientierung zugeschrieben – ohne dass primäre (und: vermeintlich eindeutige) Geschlechtsmerkmale sichtbar sind. Geschlechtliche Zuschreibungen erfolgen im Alltag ohne genitale Untersuchung, das heisst, entscheidend ist der performative Akt durch Sprechakte und Körperlichkeit des handelnden Subjektes «unabhängig der anatomischen Konfigurationen unter der Kleidung» (Fassin 2014: 101). Durch diese Kategorisierung geschieht zugleich sowohl ein Einschluss (zur Kategorie «Frau» bzw. «Mann») wie auch ein Ausschluss – ausgeschlossen werden sowohl das jeweils andere der dichotomen Geschlechternorm wie auch all jene Personen, die sich weder dem einen noch dem anderen als zugehörig zuordnen können und/oder wollen. Wenn diese binäre Kategorisierung in den Paradigmen der Zweigeschlechtlichkeit und der Heteronormativität und -sexualität – oder zusammenfassend: in einer «Cis-Geschlechtlichkeit» (Ansara und Hegarty 2011; siehe ausführlich Abschnitt 2.3) – gedacht wird: Was bedeutet dies für Menschen, die sich nicht dazugehörig fühlen? Und was wäre, wenn nicht so schnell gedacht und kategorisiert werden würde? «How can we change the way people look at an other?» (Podlech 2017: 104f.). Auch wenn es diese «Kategorisierung als möglicherweise notwendiges Übel zur Sinnfindung in einer komplexen Welt» (Sekuler 2014: 386) brauchen mag (siehe Kapitel 3), so soll sie doch kritisch hinterfragt sein<sup>6</sup>.

---

<sup>6</sup> Die Arbeit beschränkt sich auf die Begebenheiten im westeuropäischen Norden. Weltweite Konzepte von «Geschlecht» können ebenso wenig berücksichtigt werden wie die Frage, inwiefern Faktoren wie beispielsweise (materielle, psychische und physische) Sicherheit, gesicherter Aufenthalt oder (psychische und/oder physische) Gesundheit relevant sind.

## DYNAMIKEN ZWISCHEN INDIVIDUUM UND KOLLEKTIV

Mehr noch als die Kategorien selbst interessieren die Wechselwirkungen zwischen einzelnen Differenzkategorien und die Prozesse der Kategorisierung<sup>7</sup>. Der Perspektivenwechsel, dass «(...) nicht 'Unterschiede' untersucht werden, sondern primär Prozesse der Unterscheidung in den Blick genommen werden» (Gildemeister 2010: 141), erfolgt hier mit dem Paradigma der interdependenten Kategorien. Interdependente Kategorien und damit Kapitel 1 widmen sich vornehmlich gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsformen und so auch der Frage, wie sich Kategorien quasi verselbständigen haben, obwohl sie «nicht natürlich und vorgängig sind, sondern eine Geschichte struktureller Diskriminierungen auf verschiedene Weisen eingeschrieben haben, die sich im Gebrauch von sozialen Kategorien (...) als quasi-natürliche Folie in der sozialen Wahrnehmung (re-)produzieren» (Hornscheidt 2015: 196). Kategorisierungen und Normierungen bilden nicht «menschlich gelebte Pluralitäten» ab, sondern messen «Menschen an dem Grad der jeweilig von ihnen geleisteten Normerfüllung» (Baltes-Löhr 2014a: 19). Sie sind also nicht statisch, sondern dynamisch und werden immer wieder reproduziert bzw. hergestellt. Deshalb ist das Handeln in und von Sprech- und Handlungsgemeinschaften inklusive dazugehöriger Ein- und Ausschlussmechanismen und Zuschreibungen im Fokus. Dies ist unbedingt notwendig, denn ohne Verständnis von Segregationsmechanismen in Kollektiven kann soziale Ungleichheit nur als für das Individuum relevant analysiert werden; hegemoniale gesellschaftliche Umstände werden damit ausgeblendet.

## FRAGESTELLUNG

Interdependente Kategorien, Heteronormativität und Geschlechtervielfalt, Kategorisierungen und Normen, kollektiv(iert)e Identitäten, Wechselwirkungen zwischen Individuum und Kollektiv – die nachfolgende Bearbeitung all dieser Themen wird durch eine Frage geleitet:

*Wie wirken sich geschlechtliche Fremdzuschreibungen und Kollektivierungen auf geschlechtsnonkonforme Individuen aus?*

Daraus resultieren Folgefragen: Wie werden Begebenheiten zu Normen, wer bestimmt dies und was bedeutet es, diesen Normen nicht zu entsprechen und/oder nicht entsprechen zu können oder wollen? Welche Auswirkungen haben Eigen- und Fremdzuschreibungen für

---

<sup>7</sup> Der Begriff der *Kategorisierung* wird dann verwendet, wenn der prozesshafte und relationale Charakter sowie die Handlung betont werden sollen. Der Begriff *Kategorie* impliziert dem gegenüber eine Statik und Vorgängigkeit. *Kategorisierung* betont also das aktive Moment mit Herstellungsscharakter gegenüber der *Kategorie* mit angenommenem fixen Zustand oder Ergebnis (vgl. Hornscheidt 2012: 67, Fussnote 4, und Soiland 2012: 6). In dieser Arbeit geht es um *soziale* Kategorisierungen. Dies wird nicht jedes Mal explizit benannt.



das Individuum? Wie gestalten sich intra- und intersubjektive Anerkennungsprozesse? Welche identitätsbildenden Faktoren sind dabei relevant und wie wirken sie im Wechsel? Was bedeutet dies für Menschen, die den geschlechtlichen Normen nicht entsprechen – sei es aufgrund ihres biologischen Geschlechtes, ihres Geschlechtsausdrucks, ihrer Geschlechtsidentität oder ihrer sexuellen/begehrlichen Orientierung?

Die Arbeit beleuchtet mittels Literaturrecherche das Phänomen der kollektiven und kollektivierten Identitäten und erörtert dessen Bedeutung für das Individuum mit besonderem Blick auf das Geschlecht in seiner sozialen, psychischen, physischen und begehrlichen Dimension. So kann eine «Pluralisierung der Perspektiven» (Emcke 2016a: 205) erreicht werden, die dazu führt, die Leitfrage zu beantworten.

#### RELEVANZ FÜR DIE PROFESSIONELLE SOZIALE ARBEIT

Die Professionelle Soziale Arbeit soll akzeptierend sein und sich der Klientel in unvoreingenommener, annehmender und wertschätzender Art annähern – darin sind sich die zahlreichen Autor\*innen unterschiedlicher Couleur, die sich aktuell zu professionsethischen Fragen der Sozialen Arbeit äussern und äusserten, einig. So verstanden ist es unumgänglich, das Selbstverständnis des Gegenübers zu sehen, zu respektieren und zu verstehen – inklusive der Mechanismen von Fremdzuschreibung, Kollektivierung und (Miss-)Achtung. Die vorliegende Arbeit wird aufzeigen, dass Geschlecht ein zentrales identitätsbildendes Merkmal ist. Professionelle der Sozialen Arbeit kommen somit nicht darum herum, sich geschlechterreflektiert und differenzkompetent mit dieser sozialen Kategorisierung und (eigenen) Geschlechterbildern auseinanderzusetzen und zudem ein allgemeines Verständnis für intra- und interkategorialen Prozesse und Dynamiken zu entwickeln. Die Herausforderung, «möglichst konkret und möglichst differenziert» (Hornscheidt 2015: 203) zu denken und zu handeln ist in der Sozialen Arbeit omnipräsent – doch Kategorien existieren und Kategorisierungen werden gemacht. Mit dem Paradigma der interdependenten Kategorien, das den Fokus weniger auf die einzelnen Kategorisierungen, sondern vielmehr auf soziale Ungleichheiten, Herrschaftsverhältnisse und Machtstrukturen legt, kann die Professionelle Soziale Arbeit dem Individuum gerecht werden und anwaltschaftlich ihre Stellvertretungsaufgaben (vgl. Oevermann 2009) wahrnehmen – in Sprech- und Handlungsgemeinschaften, die durch diese Interventionen wiederum (und im besten Fall positiv) beeinflusst und/oder verändert werden.

## Theoretische Grundlagen

### 1. Intersektionalität und interdependente Kategorien

Intersektionale Theorieansätze zielen darauf ab, «das Zusammenwirken verschiedener Positionen sozialer Ungleichheit zu analysieren und zu veranschaulichen, dass sich Formen der Unterdrückung und Benachteiligung nicht additiv aneinander reihen lassen, sondern in ihren Verschränkungen und Wechselwirkungen zu betrachten sind» (Küppers 2014: o.S.). Klassische Kategorisierungen wie die Triade *gender-race-class* werden also nicht getrennt, sondern zusammen gedacht und untersucht (selbstverständlich sind weitere Kategorisierungen wichtig und kann sich die Intersektionalitätsforschung nicht auf diese drei «Meisterkategorien» [Purtschert/Meyer 2010: 131] beschränken). Crenshaw (1989, nach Walgenbach 2012: o.S.) hat den Begriff der *Intersektionalität* und die Metapher der Strassenkreuzung eingeführt: Für Personen auf der Kreuzung ist die Verletzungsgefahr besonders hoch, weil sie z.B. sowohl von rassistischer wie auch sexistischer – und weiterer – Diskriminierung bedroht sind, manchmal auch durch eine Kombination (vgl. Walgenbach 2017: 62). Das skizzierte Bild der Strassenkreuzung muss erweitert gedacht werden, weil es sich um Bereiche handelt in einem mehr als zwei- oder dreidimensionalen Raum: Erstens existieren die Kategorien weder vor noch nach dem Zusammentreffen isoliert nebeneinander; zweitens gehen nach dem Aufeinandertreffen zweier oder mehrerer Kategorien deren Wege nicht gleichsam unbehelligt wieder auseinander, sondern die Kategorien verändern sich durch dieses Zusammentreffen. Drittens schliesslich werden mit dem Bild die Kategorien immer noch isoliert verstanden (vgl. ebd.: 64) anstatt dass betont wird, «dass keine dieser Kategorien alleine steht, sondern sowohl für sich als auch im Zusammenspiel mit den anderen einen die gesellschaftlichen Machtverhältnisse mitkonstituierenden Effekt hat» (Küppers 2014: o.S.) – sie durchdringen einander (vgl. Kossek 1996, nach Walgenbach 2012: o.S.), beziehen sich aufeinander und sind wechselseitig abhängig (vgl. Küppers 2014: o.S.). Die Kritik am Konzept der Intersektionalität lautet, dass sie gar von den Kategorien lebe, da die Begriffsbildung mit *inter-* «kategorial abgegrenzte Einheiten» (bzw. Kollektive, siehe auch Kapitel 4) voraussetze (Dietze et al. 2012b: 114). Als Klärung bieten Engel und Schulz et al. (2005: 12, nach Dietze et al. 2012b: 115) an, Intersektionalität «im Sinne einer Durchkreuzung von Herrschaftsverhältnissen und Machtrelationen» zu verstehen – auch dies multidimensional.

Walgenbach (2012: o.S.) führt als Weiterführung des intersektionalen Ansatzes und zur Auflösung des «Kreuzungsproblems» den Begriff der *interdependenten Kategorien* ein. Dies wirkt stimmiger, da auf die gegenseitige Abhängigkeit von sozialen Kategorisierungen

fokussiert und damit die komplexen Beziehungen von Dominanzverhältnissen in den Vordergrund gestellt werden (vgl. ebd.: o.S.). So gedacht wird auch die «Unmöglichkeit, das eine ohne das andere adäquat zu analysieren» (El-Tayeb 2003: o.S., nach Walgenbach 2012: o.S.) betont. Dennoch prägen Kategorien den Begriff deshalb, weil nicht mehr allein von «Interdependenzen bzw. wechselseitigen Abhängigkeiten *zwischen* Kategorien bzw. Machtverhältnissen ausgegangen wird, sondern soziale Kategorien (...) zugleich als *in sich* heterogen strukturiert konzeptualisiert» (Walgenbach 2012: o.S.; Herv. i.O.) verstanden werden und damit auch interdependent strukturwirkend sind. So machen interdependente Kategorien nicht auf die «Schnittmengen» (Küppers 2014: o.S.), sondern vielmehr auf die aufeinander wirkenden Räume von Diskriminierungen aufmerksam; sie verdeutlichen nicht die «Prozesshaftigkeit binärer Differenzlinien» (ebd.), sondern die Prozesshaftigkeit multidimensionaler Situationen. Das ist deshalb wichtig, weil durch additive Modelle «das Spezifische einer Unterdrückungskonstellation nicht herausgestellt werden» (Walgenbach 2017: 64) kann. Der Begriff der *Interdependenz* verweist ausdrücklich auf wechselseitige Abhängigkeiten – im Gegensatz zum Begriff *Dependenz*, der einseitige Abhängigkeit beschreibt. Interdependente Kategorien sind so verstanden eine Analyseperspektive auf Ungleichheits-, Macht und Herrschaftsverhältnisse (vgl. ebd.: 54), die sich mit Diskriminierungskategorisierungen auseinandersetzt (vgl. AK ForschungsHandeln 2015: 11), da das Interesse beim Zusammenwirken der Kategorien liegt und nicht bei der Beschaffenheit der Einzelteile. «Das Forschungsfeld bzw. der gemeinsame Gegenstand sind (...) Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse, die soziale Strukturen, Praktiken und Identitäten reproduzieren» (Walgenbach 2012: o.S.) – die Abgrenzung zu Begriffen wie Diversität oder Heterogenität wird damit deutlich.

Soiland (2012: 4) macht in der Intersektionalitätstheorie aktuell zwei Strömungen aus: «(...) eine, deren Erkenntnisinteresse von grundsätzlicher Kritik an Kategorien geleitet ist, und eine andere, der es darum geht, die Komplexität sozialer Ungleichheitslagen adäquat(er) erfassen und konzeptualisieren zu können. Das eigentliche Untersuchungsobjekt sind damit nicht die Mechanismen der Segregation, sondern deren Effekte.»

### 1.1. AUSWAHL UND PROTOTYPISCHE EFFEKTE

Jegliche Analyse von Interdependenzen unter Berücksichtigung verschiedener Kategorisierungen kann zu unterschiedlichen Konzepten und Begründungen führen – je nachdem, welche Kategorien in Relation gesetzt werden. Es wird immer ein Fokus gesetzt werden, und in dieser Fokussierung bleiben «weitere mögliche Kategorisierungen ungenannt und damit unberücksichtigt» (Hornscheidt 2012: 65f.). Die Kategorien werden zudem immer in einem Ver-

hältnis zueinander konzipiert – nebeneinander, sich gegenseitig verstärkend, integral verbunden usw. (vgl. ebd.: 89). Beides – die Kategorienauswahl und -konzeptualisierung – ist hochproblematisch, kann jedoch nicht umgangen werden, weil niemals sämtliche Umstände einer Begebenheit forschend oder auch alltäglich betrachtet werden können und eine Auswahl getroffen werden muss. So kann es auch innerhalb interdependenter Ansätze prototypische Effekte geben, die zu Ausschlussmechanismen führen können (vgl. ebd.: 87, Fussnote 37) – zum Beispiel, in dem immer dieselben Masterkategorien betrachtet werden und andere nicht. Auch wenn dies bewusst geschieht und nachvollziehbar erläutert wird, so sind «Nicht-Setzungen ebenfalls Setzungen und damit auch normativ» (ebd.: 88). Anders ausgedrückt: «Egal welche und wie viele Setzungen berücksichtigt werden in einer konkreten Analyse, handelt es sich doch trotzdem immer nur um Modelle, nicht um adäquate(re) Wirklichkeitsabbildungen.» (ebd.) Damit steht die Intersektionalitäts- bzw. Interdependenzforschung nicht alleine da, hat jedoch einen Lösungsvorschlag: Die Macht zu reflektieren, die bei der Bestimmung von Kategorien im Spiel ist, und für die «Aktualisierung, Erweiterung oder Veränderung relevanter Kategorien» (Purtschert/Meyer 2010: 131) offen zu bleiben. Weil Intersektionalität bzw. interdependentes Denken und Handeln immer «die ständige Reflexion auf die eigene hegemoniale Position bedeutet» (ebd.: 135)<sup>8</sup> und sich bewusst ist, «dass die eigenen Prämissen immer als vorläufig und verhandelbar gelten» (ebd.: 136).

## 1.2. DIFFERENTE INDIVIDUEN UND INDIVIDUELLE DIFFERENZEN

Interdependente Ansätze betrachten nicht alleine Machtstrukturen und soziale Ungleichheit, sondern berücksichtigen auch das «Individuum in seinen spezifischen Eigenbewegungen, Biographien, Lebenslagen sowie subjektiven Deutungsmustern» (Walgenbach 2017: 81). Differenzlinien sollen dabei nicht als das Individuum vollständig determinierend verstanden werden, sondern im Sinn der Intersektionalität wird das besondere Verhältnis des Individuums zu den Differenzlinien betrachtet (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 221ff, nach ebd.). Dies kann u.a. dann gelingen, wenn das Individuum eigene Biografiearbeit leistet und dabei unterschiedliche, individuell erlebte Macht- und Diskriminierungsformen reflektiert (vgl. ebd.: 86). So laufen die Intersektionalitätstheorien nicht Gefahr, sich der «Vielfalt von Ungleich-

---

<sup>8</sup> Wissen ist immer auch situiert und fokussiert damit jeweils unterschiedlich, klassifiziert unterschiedlich, schlussfolgert unterschiedlich und operiert – so emanzipiert es auch sein mag, mit Ausschlüssen (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 135). Interdependent zu analysieren bedeutet demnach auch, die Situierung des Wissens zu kennzeichnen (vgl. Hornscheidt 2012: 68). Diesem Anspruch werde hier gerecht: Die Autorin ist cisgeschlechtliche, heterosexuelle Schweizerin, mittelständisch, in Ausbildung, angestellt, weiss, Linksdenkerin und -händerin (weder abschliessende noch gewichtete Beschreibung).

heitserfahrungen» (Purtschert/Meyer 2010: 138) zu verschliessen. Intersektional gedacht würden damit Personen nicht auf spezifische Identitäten festgelegt, sie erhalten einen «Auseinandersetzungs- und Verhandlungsraum (...), in dem sie ihre eigenen Identitäts- und Selbstkonzepte entwerfen können» (Walgenbach 2017: 86), immer verbunden mit der Reflexion von Machtstrukturen, in denen die Identitäten verortet sind (vgl. ebd.).

Können so Erkenntnisse aus der intersektionalen Forschung in den individuellen und kollektiven Alltag transferiert werden? Wie sehen die Wechselbeziehungen von sozialen Kategorisierungen real aus? Welche Herstellungsweisen von Machtverhältnissen können festgestellt werden? Welche Beziehungen zeigen sich zu materiellen individuellen wie gesellschaftlichen Strukturen?

### 1.3. DIE KATEGORISIERUNG «GESCHLECHT»

In einer interdependenten Sichtweise wird Geschlecht nicht als übergeordnet betrachtet, sondern – wie vorne dargelegt – immer in Beziehung zu Machtverhältnissen bzw. weiteren «Achsen sozialer Differenz» (Dackweiler 2011: 182, nach Walgenbach 2017: 67). Damit ist jede «Sichtweise von und auf Gender bzw. die Differenzierung von Gender als interdependent (...) vorläufig und selektiv» (Hornscheidt 2012: 89). Dies, weil nicht alle denkbaren Kategorisierungen bei der Analyse berücksichtigt werden können erstens, und zweitens, weil die individuellen Konstellationen divergieren.

Die Kategorisierung *Geschlecht* hat – nicht nur in der Triade *gender-race-class* – dennoch eine besondere Stellung, da sie «eine spezifische Art von Bedeutung generiert (bzw. eine spezifische Art von Bedeutungszuschreibung systematisch und nicht zufällig aufruft)» (Rendtorff 2012: 2, siehe auch Abschnitt 3.3 und 5.2.1). Damit bekommt sowohl die Auseinandersetzung mit wie auch das Geschlecht und die Geschlechterordnung an sich für jedes Individuum in einer essentialistischen Betrachtungsweise eine elementare und strukturierende Bedeutung. Spezifisch ist an der Form nicht zuletzt, dass das Individuum sich in der Regel in einem binären Kategorienbild zu verorten hat: weiblich-männlich, feminin-maskulin, heterosexuell etc. Geschlechtlichkeit kann auch deshalb als gesellschaftliches Querschnittsthema betrachtet werden, weil es «thematisch Verbindung zu Normierungen von Körpern entsprechend (...) kulturellen, geschlechtlichen oder religiösen Vorstellungen und Kategorien» (Zobel 2014: 228) hat und die daraus resultierende Wirkung auf das Subjekt nicht als unterkomplex eingeordnet werden soll (vgl. Rendtorff 2012: 11). Garfinkel spricht von einer «Omnirelevanz» der Kategorie Geschlecht (1967: 118, nach Gildemeister 2010: 140).

#### 1.4. MEHREBENENANALYSE

Neben dem kritisch-reflexiven Umgang mit Kategorisierung bietet der Ansatz der interdependenten Kategorien ein zusätzliches Instrument: Mit der Mehrebenenanalyse wird die Reflexion von Blick, Handeln, Denken und Benennen mehrdimensional, weil Uni- oder Bipolaritäten weder Individuen noch Sprech- und Handlungsgemeinschaften gerecht werden können (vgl. Walgenbach 2017: 79). Es werden nicht nur die Wechselbeziehungen zwischen den Kategorien untersucht; dies erfolgt zusätzlich auf Struktur-, Repräsentations- und Identitätsebene, um damit die «individuellen Geschichten und die Anerkennung der Komplexität der sozialen Umwelt» (Krüger 2016: o.S.) darstellen zu können.

Auf der *gesellschaftlichen Strukturebene* ist die Anzahl relevanter Kategorien begrenzt auf Geschlecht, Klasse, Rasse und Körper (Alter, Verfasstheit, Gesundheit und Attraktivität) (vgl. Degele/Winker 2009: 206, nach Walgenbach 2012: o.S.). Diese Zuordnungen werden als Strukturkategorien klassifiziert und ergeben sich deduktiv aus der Gesellschaftsanalyse eines modernen Kapitalismus (vgl. Walgenbach 2012: o.S.). Induktiv aus dem Forschungsprozess gewonnen werden Differenzkategorien auf der *symbolischen Repräsentationsebene* (die sich auf Normen bzw. Ideologien bezieht) wie auch auf der *individuellen Identitätsebene*, weil hier eine prinzipielle Offenheit notwendig ist (vgl. ebd.). Mit der Verknüpfung deduktiver und induktiver Ansätze wird eine Vielfalt der Kategorien ermöglicht, ohne dass die Auswahl in die Beliebigkeit abrutscht. Der Ansatz ist deshalb wichtig, weil sich Geschlecht, Ethnizität oder Klasse in westlichen Gesellschaften durch strukturelle Dominanz auszeichnen (vgl. ebd.) und für Subjekte «als gesellschaftliche Platzanweiser [dienen]: Sie bestimmen die Wahrscheinlichkeit, welche Schulform man besucht und regulieren den Zugang zu bezahlter Erwerbstätigkeit bzw. zu spezifischen Segmenten des Arbeitsmarktes» (Degele/Winker 2009: 25ff., nach Walgenbach 2012: o.S.). Die strukturelle Dominanz reduziert sich jedoch nicht auf Bildung, Qualifikation und Erwerbsarbeit, sondern bestimmt zudem, «inwiefern unsere körperliche Integrität geachtet wird (ob wir z.B. Angst vor gewalttätigen Übergriffen haben müssen, nur weil wir einer bestimmten sozialen Gruppe angehören), ob wir uns in den Repräsentationen der Gesellschaft wiederfinden (Sprache, Medien, Stereotype) oder ob wir uns ohne Barrieren körperlich fortbewegen können» (Walgenbach 2012: o.S.).

#### 1.5. REKAPITULATION I

Eine interdependente Betrachtung sozialer Begebenheiten hat – das sei hier zusammenfassend festgestellt – zum Ziel, die Dynamiken, Verschränkungen und Wechselwirkungen sozialer Kategorien auf gesellschaftlicher Struktur-, symbolischer Repräsentations- und indi-

vidueller Identitätsebene aufzuzeigen und damit im besten Fall auch, wie Ungleichheiten begegnet werden kann und diese vielleicht sogar eliminiert werden können. Die Kategorisierung «Geschlecht» nimmt im Fächer sozialer Kategorisierungen nicht nur wegen der Tendenz zur Naturalisierung eine besondere Stellung ein, sondern auch, weil sie auf Binarität basiert. Das folgende Kapitel wird aufzeigen, dass diese heteronormative Betrachtungsweise jeglicher wissenschaftlicher Grundlage entbehrt und dieses Entweder-oder in psychischer, physischer, sozialer und begehrllicher Dimension als konstruiert zu verstehen ist.

## 2. Heteronormativität und Geschlechtervielfalt

Weiblich/männlich, feminin/maskulin, Mann/Frau – es sind diese binären Begriffspaare, die die Kategorie Geschlecht dominieren. Mit diesen Klassifizierungen werden jeweils zugleich soziale bzw. kulturelle (Rollen-)Erwartungen an eine Person geweckt, die sie zu erfüllen hat. Der Erwartungsdruck, sich für entweder männlich oder weiblich zu entscheiden bzw. einzuordnen, ist stark, die heteronormative, dichotome Matrix von Geschlecht allgegenwärtig. Purtschert und Meyer identifizieren gar einen «Zwangscharakter dieses sozialen Konstruktionsvorgangs» (2010: 136). Diese «Konstruktion von *ja* oder *nein*»<sup>9</sup> (Woweries 2014a: 110, Herv. i.O.) und die damit einhergehenden Auslassungen interessieren hier besonders.

### 2.1. (DE-)KONSTRUKTION VON GESCHLECHT

Die Binarität/Zweipoligkeit, dieses *Ja oder Nein* der Geschlechterklassifikation, stelle eines der grundlegenden Typisierungsmuster dar, in denen die soziale Welt sich ordne, konstatiert Gildemeister (2010: 139). Doch diese Klassifikation beruht auf sozialer Übereinkunft und die Zurodnungskriterien sind sozialer Art, die immer wieder der Validierung bedürfen (vgl. Wetterer 2010: 127f.). Die Geschlechterklassifikation kann damit als (sozial) konstruiert bewertet werden und mit ihr die Normen, nach denen man sich zu verorten sucht. Kessler und McKenna (1978: 162, nach Wetterer 2010: 129) sehen gar die gesamte menschliche Realität als konstruiert, weil die Biologie als ultimative Wahrheit angenommen werde, die grundlegenden Denkmodelle jedoch dem jeweils zeitgenössischen Alltagswissen und der Sozialwelt entnommen sind (vgl. Wetterer 2010: 131): «Die Geschlechterdifferenz und mit ihr ggfs. historisch variable Geschlechterstereotype werden aus der Gesellschaft in die Wissenschaft und von der Wissenschaft in die Natur transferiert – nicht umgekehrt.» (ebd.)

Irritierend ist bei der binären Auffassung von Geschlecht (und Sexualität), dass mit «Verweis auf (vermeintliche) biologische Erkenntnisse von einer strikten zweigeschlechtlichen Differenz ausgegangen wird» (Voss 2014: 158), wo doch Geschlecht nichts Natürliches an sich habe, «ganz im Gegenteil» (Fassin 2014: 99). «Von diesen beyden charakteristischen Merkmalen der menschlichen Gestalt, deren eigenthümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indes das andere nur nicht vermisst wird», schrieb Humboldt bereits vor mehr als 200 Jahren (1959

---

<sup>9</sup> Wobei in der Regel ja = männlich und nein = weiblich bedeutet, die Frau also im «Negativvergleich zum Mann» (Deplus 2014: 139) steht.



[1795]: 102, nach Voss 2014: 157). Ob er das aktuell geltende Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität begrüßen würde, wo doch die «Varianz der Kombination der verschiedenen körperlich biologischen Komponenten» (Baltes-Löhr 2014a: 21) zum Schluss führt, dass in biologischer Hinsicht nicht von einem eindeutigen Geschlecht gesprochen werden kann? Die Intersexualität (siehe Abschnitt 2.5) sei der Beweis der «Fehlerhaftigkeit der Annahme absoluter natürlicher Zweigeschlechtlichkeit» (Adamietz 2011: 105, nach Baltes-Löhr 2014a: 29). Die biologische Wissenschaft weiss längst: «Die populär verbreitete Annahme ist falsch, dass in einem Geschlecht ein Gen abgelesen wird und in dem anderen nicht» (Voss 2014: 163) – einfache Modelle der Genwirkung zur Geschlechterdetermination haben ausgedient. Nicht zuletzt, weil die Differenzen innerhalb einer Gruppe – beispielsweise zwischen den Individuen der Gruppe weiblich – «erheblich grösser [sind] als die Differenzen, die zwischen den Gruppen weiblich und männlich gemessen werden können» (ebd.: 153). Das sei ein Hinweis darauf, dass Individualität einen «bedeutsamen, lange Zeit vernachlässigten Faktor» (ebd.) darstelle. Die Wissenschaft weiss heute, dass weder DNA noch Gene die Entwicklung eines Organismus bzw. eines Genitaltraktes voraussagen<sup>10</sup>, sondern lediglich – wie die (soziale) Umwelt auch – je eine Grösse unter vielen «im komplexen Zusammenspiel von Faktoren der Zelle» darstellen (ebd.: 150).

So wird auch das biologische Geschlecht spätestens bei der Geburt konstruiert, weil damit soziale respektive kulturelle (Rollen-)Erwartungen der Umwelt an die Person geweckt werden, die sie zu erfüllen hat. Das biologische Geschlecht kann nicht unabhängig von sozialen Begebenheiten gedacht und gelebt werden; Natur und Kultur konstituieren sich gegenseitig, ihre Bedeutungen hängen voneinander ab, weil es «überhaupt keine 'natürliche', von der Dimension des Sozialen freie Wahrnehmung und Betrachtung des Körpers geben kann» (Douglas 1974: 106, nach Wetterer 2010: 126). Das biologische Geschlecht ist damit «nicht natürlich, sondern naturalisiert» (Jäger et al. 2015: 22) – sprich: als natürlich benannt worden und ist «nicht als Basis, sondern als Effekt sozialer Praxis» (Hirschauer 1989: 101, nach Wetterer 2010: 126) zu verstehen. Geschlecht wird also «sowohl interaktiv als auch diskursiv/performativ hergestellt» (Baltes-Löhr 2014a: 24). Der Körper sei «immer schon mit

---

<sup>10</sup> Im biologischen Wissenschaftsdiskurs wird auch bezweifelt, dass die Bezeichnung «Geschlechtschromosom» für die Chromosome X und Y zutrifft. Es gibt neben dem XX- und dem XY-Chromosomensatz (die als typisch weiblich bzw. männlich galten) zahlreiche weitere Kombinationen wie X0, XXY, XXXY usw. und es gibt sogenannte XX-Männer bzw. XY-Frauen, die je über einen für das Gegengeschlecht typischen Chromosomensatz verfügen, deren typisiertes Erscheinungsbild dem jedoch nicht entsprechen (vgl. Voss 2014: 163). Die Variabilität ist also riesig. Für Biolog\*innen, Genetiker\*innen und weitere ist dies keine neue Erkenntnis; sie scheint jedoch noch lange nicht im Alltagswissen angekommen zu sein.

einer sozialen Geschlechterrolle imprägniert» (Krass 2003: 20); die Geschlechtsidentität bestimme also das anatomische Substrat des Körpers und nicht umgekehrt (vgl. ebd.). So sei auch Sexualität nicht «als biologisches Phänomen, sondern als kulturelles Konstrukt» (Foucault 1983: o.S., nach Krass 2003: 21) zu verstehen. Dennoch nehmen «bestimmte kulturelle Konfigurationen der Geschlechtsidentität die Stelle des 'Wirklichen'» ein und zementieren durch diese «Selbst-Naturalisierung» (Butler 1991: 60, nach Villa 2010: 148) ihre Hegemonie – die Hegemonie der Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit bzw. der Cis-Geschlechtlichkeit (siehe Abschnitt 2.3).

## 2.2. GESCHLECHTERNORMEN

Geschlecht kann in seiner normativen Dimension als «eine Form sozialer Macht» (Butler 2009: 84, nach Baltes-Löhr 2014b: 341) gelten, denn: «Die Normen, nach denen ich mich anerkennbar zu machen suche, sind nicht wirklich meine. Sie kommen nicht mit mir in die Welt.» (Butler 2003: 48) Hegemonial sind dabei die «heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit als fundamentale Regel» (Woweries 2014b: 249), die «lebenslang geltende Zuweisung zu einem der beiden Geschlechter» (ebd.: 250) und die «heterosexuelle Matrix (...) von Körper, Reproduktionsfähigkeit und gegengeschlechtlicher Sexualität» (Dietze et al. 2012b: 136). Anerkannte Geschlechtsidentitäten seien solche, bei denen *sex*, *gender* und sexuelle Orientierung (siehe auch Abschnitt 2.4) in scheinbar kohärenter Weise aufeinander bezogen sind (vgl. Butler 1991: 38), wobei in der Regel die Morphologie der Geschlechtsorgane das rechtliche Geschlecht bestimmt.

Es stellt sich die Frage, welcher Körper denn als Referenz, als «vermeintliches Normalgeschlecht» (Kennedy 2014: 331) gilt: «Der menschliche Körper ist männlich. Der weibliche Körper wird über eine Gegenüberstellung entdeckt, welche meist zu seinen Ungunsten ausfällt.» (Deplus 2014: 135) Aus den anatomischen Modellen werden (scheinbar bis heute noch, wenn auch seltener als vor einigen Jahresdekaden) weitere Funktionen abgeleitet, z.B. dass der männliche Körper an das Gesellschaftsleben, die Kunst und die Wissenschaft angepasst ist, wie auch der weibliche Körper sich durch Sanftheit und Empfindsamkeit dem häuslichen Leben und der Familie anpasst (vgl. ebd.: 140). Normbildend sind dabei die «sichtbaren Anlagen» (Nass 2016: 18). Solche normkonforme Körper werden als «positiv, begehrenswert und glücklich» dargestellt, was suggeriere, dass in diesen Körpern der «Weg zum Glück» liege (vgl. Sekuler 2014: 393): «Es wird deutlich, dass Geschlechternormen in gewissem Masse dadurch als Normen verstärkt werden, dass das Erreichen dieser Normen zu einem Bestandteil eines Versprechens von Glück gemacht wird.» (ebd.)

Doch: «Jede 500. Person der Gesamtbevölkerung ist körpergeschlechtlich 'mehrdimensionaler' als der angenommene Durchschnitt.» (Zobel 2016: 123) Das sind viele Menschen, die auf körperlicher Ebene ein non-normkonformes Leben führen. Dazu kommen jene, die in psychischer, begehrllicher und/oder sozialer Hinsicht den Normerwartungen nicht entsprechen können oder wollen. Damit ist die Zahl derer, die von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit dominiert und vielleicht in Rollen gedrängt werden, die ihnen nicht entsprechen, beträchtlich.

### 2.3. CIS-GESCHLECHTLICHKEIT

[Es handelt sich] weniger um eine individuelle Einstellung als vielmehr um eine destruktive Ideologie, die systemisch bedingt ist, auf mehreren Ebenen zum Tragen kommt und sich in den dominanten kulturellen Diskursen widerspiegelt. (...) In unserer Analyse der Cis-Geschlechtlichkeit problematisieren wir die kategoriale Unterscheidung zwischen Gruppen von Personen als entweder der *Transgender* oder der *Cisgender* (oder als *abweichende Geschlechtsidentität* versus *unmarkierte Geschlechtsidentität*) zugehörig. (...) Wir verstehen Cis-Geschlechtlichkeit als eine Form des *Andersmachens*, des *Otherings*, in dem als «transgender» kategorisierte Personen zu einem *erklärungsbedürftigen Phänomen* gemacht werden. (Ansara und Hegarty 2011: 5, nach Kennedy 2014: 322f., Herv. i.O.)

Diese allgegenwärtige, hegemoniale, normierte und normierende Ideologie der Cis-Geschlechtlichkeit betrifft nicht nur – wie das Zitat verstanden werden könnte – transidentitäre Personen (siehe Abschnitt 2.5), sondern durch die Omnirelevanz der Kategorie Geschlecht (siehe Abschnitt 1.3) sämtliche Personen: «Sie stellt einen der wesentlichen Mechanismen dar, mittels dessen sich die Zweigeschlechterordnung und potenziell alles, was aus ihr folgt, wie beispielsweise männliche Hegemonie, Misogynie etc. durchsetzt.»<sup>11</sup> (Kennedy 2014: 327f.) Wirkmächtig wird die Cis-Geschlechtlichkeit durch ihre Essentialisierung von Geschlecht, durch die Normierung (siehe Kapitel 3) und den daraus folgenden Effekten für das non-normkonforme Individuum (siehe Einleitung): «Die Zuordnung zu einem der beiden Pole einer Kategorie (zum Beispiel bei der Kategorie Geschlecht die Pole 'Frau'

---

<sup>11</sup> Die «Dominanz des bipolaren Modells» kam in Europa erst in den 1930er Jahren auf, weil Vertreter\*innen eines viel breiter diskutierten Geschlechtermodells emigrieren mussten und im politischen Diskurs fehlten (vgl. Satzinger 2009: 399, nach Voss 2014: 160). Im 20. Jahrhundert wurde – nicht zuletzt der politischen Ereignisse wegen – damit in Europa die Annahme forschungsleitend, dass den Hoden (und damit den «Männern») gegenüber den Eierstöcken (und damit den «Frauen») eine exklusive Bedeutung zukäme (vgl. Voss 2014: 161). Damit versuchte man, die vorgefundene Geschlechterordnung zu erklären und die Dominanz der Männer (gerade auch in der Forschung) wissenschaftlich zu begründen (vgl. ebd.). Aufgrund derselben Ereignisse entwickelte sich das Geschlechterverständnis in den USA anders.

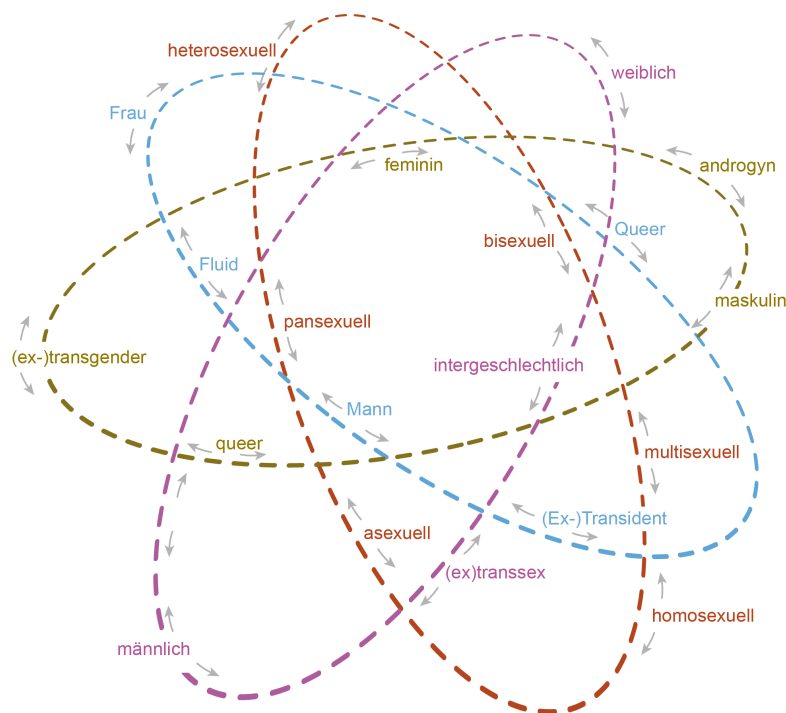
oder 'Mann') geht immer auch mit einer hierarchischen Anordnung der beiden Pole (Stichwort: Patriarchat) und damit mit einer Privilegierung des dominant gesetzten Teils einher.» (Tuider et al. 2008: 18)

Umwelteinflüsse und körperliche Anlagen beeinflussen und überlagern sich also gegenseitig: «Eine ausschliesslich an biologischen oder morphologischen Fakten orientierte Kategorisierung des Geschlechts wird der Individualität und Subjektivität des Einzelnen sowie der Abhängigkeit der geschlechtlichen Identität von sozialen und psychischen Faktoren nicht gerecht.» (Wiesemann 2008: o.S., nach Woweries 2014: 117) Geschlechtervarianz und damit -vielfalt zeigt sich nicht lediglich im Identitätsbereich, sondern auch bei den körperlichen Merkmalen; es gibt auch chromosomal und genetisch vielfältige und individuelle Möglichkeiten der Geschlechtsausprägungen, und also lassen sich weder auf biologischer noch psychischer noch sozialer Ebene «allein zwei strikt voneinander abgrenzbare geschlechtliche Varianten» (Schneider 2014: 184) identifizieren, sondern im Gegenteil eine «hohe Variabilität menschlichen Seins» (ebd.). *Sex* und *gender* seien «als Punkte in einem multidimensionalen Raum» (Fassin 2014: 99) zu konzeptualisieren. Wie sieht dieser Raum aus und welche Dimensionen lassen sich ausmachen?

#### 2.4. MULTIDIMENSIONALES GESCHLECHTERVERSTÄNDNIS

Geschlecht kann in physischen, psychischen, sozialen und begehrlchen Dimensionen (vgl. Baltes-Löhr 2014a: 33, siehe Abbildung auf der nächsten Seite) ausdifferenziert werden, die in ihrer Verfasstheit je als «veränderbar, polypolar, plural und intersektional» (ebd.), verortet auf einem Kontinuum, zu verstehen sind. Dieses Verständnis lässt «allen Menschen mehr Luft, mehr Raum für vielfältige Entwicklungen» (Baltes-Löhr 2014b: 342) und distanziert sich von der Vorstellung einer binären, dichotomen Geschlechterkategorie (vgl. Baltes-Löhr 2014a: 33).

Polypolar ist der Raum, weil es keine «binäre Eckmarkierungen wie eindeutig weiblich bzw. eindeutig männlich» (ebd.: 32) gibt, und plural, weil sich «die einzelnen Geschlechterdimensionen zueinander verschieben können und vielfältige Formen von Geschlecht je nach Zeit, Raum etc. konstruiert werden können» (ebd.). Die Unterkategorisierung von Geschlecht – physisch, psychisch, sozial und sexuell/begehrlich – ist porös und durchlässig und damit interdependent (siehe Kapitel 1). Diese kategoriale Durchlässigkeit macht die Grenzen zueinander offen und fluid (vgl. Baltes-Löhr 2014a: 34).



Der multidimensionale Geschlechterraum mit den **psychischen**, **physischen**, **sozialen** und **begehrlichen** – non-polaren – Kontinua.

So verstandenes Geschlecht in seiner Multidimensionalität schafft Möglichkeitsräume, «die von Differenzen eingenommen werden» (ebd.: 24), in denen die vermeintlichen Pole weiblich/männlich, feminin/maskulin, Frau/Mann zu einer Option unter vielen werden und damit ihre Vormachtstellung verlieren.

#### 2.4.1. GESCHLECHTERDIMENSIONEN

Die vorläufig vier Dimensionen lassen sich wie folgt voneinander abgrenzen – wenn auch immer im Bewusstsein, dass die Grenzen wie erwähnt fluid sind und die Unterkategorisierungen lediglich der Orientierung dienen:

psychische Dimension	Die <i>Geschlechtsidentität</i> bezeichnet, wie das Individuum das Geschlecht emotional und kognitiv definiert, auf dem eigenen Verständnis beruhend, was Geschlecht bedeutet. Begriffe: Queer, Fluid, (Ex-)Transident, Frau (cis), Mann (cis)
soziale Dimension	<i>Geschlechtsausdruck</i> meint die Art, wie Geschlecht präsentiert wird (durch das Verhalten, die Kleidung, das Auftreten) und wie dieser Ausdruck basierend auf Geschlechternormen vom Individuum und von seiner (sozialen) Umwelt interpretiert wird. Begriffe: queer, androgyn, (ex-)transgender, feminin, maskulin

physische Dimension	Das <i>biologische Geschlecht</i> ist charakterisiert durch die Merkmale, mit denen das Individuum geboren und aufgewachsen ist (Genitalien, Gestalt, Stimmlage, Hormone, Körperbehaarung, Chromosomen, Gene, Gonaden etc.) und/oder mit denen es lebt. Begriffe: intergeschlechtlich, (ex-)transsex, weiblich, männlich
begehrliche Dimension	Das <i>Begehren</i> sagt aus, von welchen Personen sich jemand sexuell und/oder platonisch angezogen fühlt. Begriffe: asexuell, heterosexuell, homosexuell, bisexuell, multisexuell, pansexuell

## 2.5. BEGRIFFE

Queer? (Ex-)Trans? Intergeschlechtlich? Bei der Beschreibung der Geschlechterdimensionen wurden Begriffe eingeführt, die hier kurz erläutert werden sollen. Eine ausführliche Klärung bietet der Anhang (siehe Abschnitt 7.2<sup>12</sup>).

Allgemein lässt sich erstens sagen, dass Begriffsverbindungen mit -sexuell nicht verwendet werden, weil die körperlichen, sozialen, psychischen Konstitutionen «nicht als sexuelle (...), sondern als geschlechtliche» (Groneberg 2014: 71) mit entsprechend multidimensionalem Verständnis definiert sind. Zweitens: «Alle Menschen sind körperlich mehrwertig; manche sind mehrwertiger als der Durchschnitt» (Zobel 2014: 243) – Begriffe wie «Disorder» bzw. «Störung» sind demnach fehl am Platz und intergeschlechtliche und/oder transidente Personen nicht als psychisch oder physisch behandlungsbedürftige Personen anzusehen, sondern als Menschen mit individuellen und wertzuschätzenden Merkmalen (vgl. Woweries 2014b: 250). Drittens: Es gibt gegenderte Existenzen, die «in dem dichotomen Zwangs-system keinen anerkannten und begrifflich markierten Ort haben» (Dietze et al. 2012a: 16) und gerade deshalb darauf reduziert werden – wenngleich sie selbst für sich möglicherweise andere identitätsbildende Faktoren als relevanter bezeichnen würden. Viertens: Die Definitionen stellen erneut Typisierungen dar, obwohl es sich nicht um homogene Gruppen handelt – Verallgemeinerungen liegen «in der Natur» von Kategorie und Kategorisierung.

<sup>12</sup> Das Glossar zu Geschlechtervielfalt ist aus formalen Gründen im Anhang.

### 2.5.1. INTERGESCHLECHTLICHKEIT

Als intergeschlechtlich wird ein Mensch bezeichnet, der aufgrund chromosomaler, gonadonaler, genetischer oder hormoneller Besonderheiten nicht eindeutig einem biologischen Geschlecht (binär normiert: weiblich oder männlich) zugeordnet werden kann. Operationen und/oder Hormonbehandlungen bereits im frühen Kindesalter, die eine «eindeutige» Geschlechtszugehörigkeit ermöglichen (z.B. «Justierung» einer vergrösserten Klitoris; aus gesundheitlicher Sicht in den meisten Fällen vollkommen unnötig), werden in der Schweiz nurmehr selten mehr direkt nach der Geburt durchgeführt; gefordert wird und grösstenteils Usus ist, dass die Menschen zu gegebener Zeit selber entscheiden können, ob sie vereinseitigende Eingriffe vornehmen lassen wollen – es ist ein Menschenrecht. Der Begriff gibt keine Auskunft über die sexuelle Orientierung. Als Selbstdefinition, manchmal auch als Fremddefinition und manchmal auch abwertend verwendete Begriffe sind: Zwitter, Hermaphrodit, Intergender, intersexuell.

Intergeschlechtlichkeit hat vielfältige Erscheinungsformen in der körperlichen Dimension (siehe Abschnitt 0) und kann deshalb nicht als *drittes Geschlecht* (vgl. Woweries 2014a: 107) bezeichnet werden; der Unterschiede sind zu viele, es handelt sich «um eine wenig homogene Gruppe» (Zobel 2014: 233). Intergeschlechtliche Personen passen sich oft an die Normalität an, um ihr Anderssein zu kaschieren (vgl. Zehnder/Streuli 2012: 404, nach Woweries 2014a: 114) und sind so im Alltag entsprechend kaum erkennbar (vgl. Woweries 2014a: 114). Teilweise wehren sich intergeschlechtliche Personen dagegen, mit Transmenschen gleichgesetzt zu werden, weil «aus dem gesellschaftlichen Verhältnis zwischen Biologie und Sozialem» (Purtschert/Meyer 2010: 136) eine andere Gewalterfahrung resultiert.

### 2.5.2. TRANSIDENTITÄT

Transidentität benennt, dass das bei der Geburt zugewiesene (biologische) Geschlecht keine zwingende Folge für das gelebte und gefühlte (soziale und/oder biologische) Geschlecht ist. Der Begriff Transidentität wird verwendet um zu verdeutlichen, dass es nicht in erster Linie um Sexualität geht, sondern vielmehr um Geschlecht in umfassendem Sinn – auf psychischer, biologischer, sozialer und begehrllicher Ebene. Transmenschen wurde bei der Geburt ein biologisches und damit soziales Geschlecht zugewiesen, fühlen sich selbst jedoch dem anderen Geschlecht zugehörig. Die biologische Geschlechtsangleichung – von der Hormonbehandlung bis zu operativen Eingriffen – kann (muss jedoch nicht) vollzogen werden. Transidentität sagt nichts aus über die sexuelle Orientierung. Transmenschen gleichen ihr biologisches/soziales Geschlecht in der Regel einer Geschlechtsidentität mit einem binären

Geschlechtsverständnis an, dem «wünschenswert gegensätzlich Anderen» (weiblich – männlich, vice versa). Weitere Spielarten<sup>13</sup> (z.B. weiblich – inter, queer – inter) sind denk-, mach- und lebbar. Als Transfrau bezeichnet sich eine Person, der bei der Geburt zwar das männliche Geschlecht zugewiesen wurde, die sich selbst jedoch dem weiblichen Geschlecht zugehörig fühlt und den Körper durch Hormongaben und/oder geschlechtsangleichende Operationen entsprechend ihrer Geschlechtsidentität verändert (namensgebend ist das idente Geschlecht). Am Ende dieses Prozesses mit mehr oder weniger Eingriffen ist sie Frau, ohne trans – deshalb wird auch «(ex-)trans» verwendet. Dasselbe gilt sinngemäss für Transmänner und für transqueere Menschen.

Der Begriff der Geschlechtszuschreibung umfasst neben dem körperlichen Geschlecht auch, wie «Personen ihrem Gegenüber ein bestimmtes Geschlecht zuordnen» (Kennedy 2014: 329). In beiden Fällen der Angleichung ist die transidente Person die passive und wird sie von den Anderen als aktiv handelnde kategorisiert (vgl. ebd.). Das geschieht, anders als bei intergeschlechtlichen Personen, in mehreren Geschlechterdimensionen und manifestiert sich «als Nichtübereinstimmung zwischen Psyche einerseits und Leib und/oder Sozialität andererseits» (Groneberg 2014: 74). So sind es denn in den meisten Fällen der soziale Geschlechtsausdruck und das physische biologische Geschlecht, die eine Transition durchlaufen, während die psychische Geschlechtsidentität konstant bleibt (vgl. ebd.: 77). Heute ist bekannt, dass viele Transmenschen bereits in früher Kindheit «ein Gefühl des Unglücklich- bzw. des Unwohlseins mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht» (Kennedy 2014: 322) verspüren und ein erheblicher Teil sich bereits als Teenager der Transidentität bewusst ist (vgl. ebd.). Der Transitionsprozess ist – nicht nur körperlich, sozial und rechtlich – ein komplizierter und bedeutet immer auch, «sich auf etwas Dynamisches, Unsicheres einzulassen – nicht zuletzt auf sich selbst» (Emcke 2016a: 147f.). Dabei ist es zwar naheliegend, dass das soziale Umfeld den Entscheid und dessen Folgen nachvollziehen können möchte; für Transpersonen kann es jedoch mühsam sein, immer nur auf die Transition angesprochen zu werden. «Manchmal möchten sie auch gern darüber hinaus als Individuen wahrgenommen werden.» (ebd.: 149)

Der Transitionsprozess ist auch deshalb ein anstrengender, weil die unstimmgigen Zuschreibungen seit frühester Kindheit zu «Orientierungslosigkeit und potenziellen psychologischen bzw. emotionalen Problemen bis hin zur vermeintlichen Nicht-Existenz» (Kennedy 2014: 329) führen können. Dazu kommt der – nicht zwingend explizite – Erwartungsdruck

---

<sup>13</sup> Der Begriff ist alles andere als negativ konnotiert (im Sinne von: nicht ernst zu nehmen) zu verstehen, im Gegenteil: Lustvoll und vielfältig soll das Leben sein, in all seinen Belangen und Dimensionen.



des sozialen Umfeldes, dass am Ende der Transition ein Körper da sein müsse, der keine «Extra-Kategorie» bildet, sondern der «Gruppe zugehörig» ist (Sekuler 2014: 394), also in Zukunft als eindeutige Frau oder eindeutiger Mann identifiziert werden kann. In einer cis-geschlechtlichen Welt hat die Idee einer anderen Geschlechtsidentität, -körperlichkeit und/oder eines anderen Geschlechtsausdrucks keinen Platz.

Transmenschen sind oft Diskriminierung ausgesetzt, besonders wenn sie das cis-geschlechtliche Auge visuell irritieren und es wenig öffentliche Räume gibt, die ihnen Schutz bieten: «In Schwimmbädern, in Umkleidekabinen beim Sport und auf öffentlichen Toiletten riskieren sie beständig, ausgeschlossen oder verletzt zu werden.» (Emcke 2016a: 157). Hauptsächlicher Grund der Herabwürdigung scheint, dass «transfeindliche Personen oder Gruppen schlicht Uneindeutigkeit oder Ambivalenz nicht aushalten können» (ebd.).

### 2.5.3. QUEER

Den Begriff *Queer* verwenden Personen, die sich nicht in ein heteronormatives, binäres Geschlechtsverständnis einordnen und festlegen wollen und/oder können. Queer versteht alle Geschlechterdimensionen als konstruiert und stellt die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Normen und Regulatorien infrage bzw. betont deren Ausgrenzungsmechanismen und Herrschaftsverhältnisse. Der Begriff geht damit weit über die Unterscheidung von Homosexualität und Heterosexualität hinaus (vgl. Dietze et al 2012a: 17) und betont, anerkennt und verweist auf andere «marginalisierte Positionen» (ebd.) in den physischen, psychischen, sozialen und begehrlchen Dimensionen von Geschlecht. Queer sei deshalb eher als Prozess («queeren») zu verstehen denn als Identitätslabel (vgl. ebd.: 18).

### 2.6. REKAPITULATION II

Das Kapitel 2 zu Heteronormativität und Geschlechtervielfalt verdeutlicht einerseits, dass Geschlecht in seinen – vorläufigen – Dimensionen (sozial) konstruiert ist und die Variabilität sehr viel grösser ist, als wohl überhaupt gedacht werden kann. Dennoch ist Geschlecht eine der «Hauptkategorien», die das menschliche Dasein alltäglich mit Heteronormativität prägt: Toiletten sind mit «Mann» bzw. «Frau» gekennzeichnet; Männer gelten als stark und Frauen als sensibel; heterosexuelles Begehren ist die Norm, Homosexualität ist schon beinahe akzeptiert, andere Formen sind kaum denkbar. Wie kommt es zu diesem normierten Denken? Welche Dynamiken wirken bei Kategorisierungen und der Hierarchisierung von Kategorien?

### 3. Normen, Kategorien und Kategorisierungen

Um die Umwelt besser verstehen zu können und auf sie reagieren zu können, «greifen die Menschen zu zahlreichen Vereinfachungen» (Klocke 2016: 43). Das geschieht (auch) mit gesellschaftlichen Ordnungen, die mit «Differenzierungen und Gewichtungen die Aufgabe einer gewissen Beruhigung der immer spannungsreichen Ungleichheiten der Individuen» (Rendtorff 2012: 3) begegnen und damit Gewissheit setzen da, wo Ungewissheit herrsche (Douglas 1991: 167, nach Rendtorff 2012: 3). Damit wird Identität gestiftet, «die es letztlich nicht gibt» (Nassehi 1999: 193, nach Rendtorff 2012: 4). Diese Ordnungen, diese Kategorisierungen seien zwar sozial, doch deswegen sei das Individuum und das Kollektiv nicht frei, diese zu verändern, weil damit die Gesellschaft – und ihre Ordnung – in Gefahr gebracht werden würde (vgl. Fassin 2014: 95). Horkheimer (1991: 27) sieht für das Individuum in der «Fähigkeit der Klassifikation» (neben anderem) eine Kraft, die «letztlich vernünftige Handlungen» ermöglicht – wenngleich diese auch als «beschränkend wahrgenommen werden und eingrenzend wirken» (Emcke 2000: 234) können. Für die Gesellschaft formuliert Durkheim (1960: 38, nach Fassin 2014: 95):

Wenn sich die Menschen zu allen Zeiten nicht über diese wesentlichen Ideen hätten einigen können, wenn sie nicht eine einheitliche Auffassung der Zeit, des Raumes, der Ursache, der Zahl usw. hätten, dann würde jede Übereinkunft unter den Geistern, und folglich jedes gemeinsame Leben, unmöglich sein. Die Gesellschaft kann die Kategorien nicht der Willkür der Individuen überlassen, ohne sich selbst aufzugeben.

Nun erzeugen Ordnungen und Unterscheidungen immer Asymmetrien, tendieren damit zu Hierarchien (vgl. Rendtorff 2012: 8) und haben nicht zuletzt auch prototypisierende Konsequenzen. Es könne von einer generellen Gewohnheit gesprochen werden, Oppositionen, kontrastierende vergleichende Trennungen und Spaltungen zu bilden (vgl. ebd.: 10), die dem «Bedürfnis nach schnellen und eindeutigen Entscheidungen» (Kruglanski/Webster 1996: o.S., nach Klocke 2016: 46) gerecht würden. Doch diese Ordnungen, diese Bezeichnungen und Benennungen können erstens nicht den Anspruch erheben, «den gesamten Gegenstand oder den Gegenstand in seiner vermeintlich richtigen oder gar wahren Bedeutung abbilden zu können» (Baltes-Löhr 2014a: 24). Und zweitens: «Die menschlichen Denkkategorien» – und damit die Ordnungssysteme – «sind niemals in einer bestimmten Form festgelegt. Sie entstehen, vergehen und entstehen ständig neu; sie wechseln mit Ort und Zeit.» (Durkheim 1981: 35, nach Hark 2004: 67)

Ohne Kategorisierungen lässt sich also «nicht einfach sprechen, leben oder handeln» (AK ForschungsHandeln 2015: 12), sie sind möglicherweise ein notwendiges Übel zur Sinn-

findung in einer komplexen Welt (vgl. Sekuler 2014: 386), jedoch sind sie auch «immer wieder das, was uns begrenzt» (AK ForschungsHandeln 2015: 12). Emcke verortet hier «die soziale Pathologie unserer Zeit», die einteile und aufteile, in Identität und Differenz sortiere, nach Begriffen und Hautfarben, nach Herkunft und Glauben, nach Sexualität und Körperlichkeiten spalte, um damit Ausgrenzung und Gewalt zu rechtfertigen (Emcke 2016b: 11). Das Individuum richtet sich an sozialen Kategorisierungen und verfügbaren Konzepten aus, um sich in der Gesellschaft verorten zu können – das Verhalten ist «konzeptuell vorgeformt» (Emcke 2000: 234) mittels denjenigen Etiketten, die verfügbar sind. Diese Labels «dienen dem Subjekt dazu, anhand dieser Modelle seine eigene Identität auszurichten, zu verstehen und aber auch anderen verständlich zu machen» (ebd.). Geschieht dies aufgrund der eigenen und freiwilligen Überzeugung, können sich die Konzepte sehr wohl als befähigend erweisen; wenn nicht, sind sie einfach nur beschränkend (vgl. ebd.).

### 3.1. KATEGORISIERUNGEN UND HIERARCHISIERUNGEN

Die anthropologische und soziale Kategorisierung unterscheidet sich von zoologischen oder botanischen Taxonomien, weil die Platz Zuweisenden selbst kategorisierende – und kategorisierte – Subjekte seien (vgl. Bourdieu 1982: 13f, nach Fassin 2014: 96). Bereits die Kategorie «Kategorie» – und mit ihr ihre Subkategorien – muss also hinterfragt und vor allem stärker als «situativ, kulturell und historisch kontextualisiert» verstanden werden und wird damit der universellen Gültigkeit enthoben (vgl. Hornscheidt 2012: 66). Mit dem Verweis auf den Kontext wird auch deutlich: Kategorien können nicht für sich alleine gestellt bestimmt werden, sondern benötigen bereits im Definitionsprozess eine interdependente Perspektive (siehe Kapitel 1) und brauchen ein «konstitutives Aussen» (Dietze et al. 2012a: 15), produzieren also Ausschlüsse, die sich auch in Platzhaltern wie «etc.» oder «usw.» manifestieren.<sup>14</sup> Kategorisierungen rufen zudem «normative Vorstellungen auf, die der jeweiligen Kategorie zugeordnet werden, und damit bewertende Erwartungen darüber, wie sich jemand (...) verhalten sollte» (Rendtorff 2012: 6). Dabei wird eine soziale Kategorie «als dominant gesetzt, während andere Kategorien in ihrer Bedeutung herabgestuft» (Walgenbach 2017: 70) werden<sup>15</sup>. So rückt die Genese von Kategorien ins Zentrum und damit «die Analyse wie

---

<sup>14</sup> Butler sieht in den Platzhaltern vor allem den Beweis, dass der Bezeichnungsprozess von Individuen unbegrenzbar sei (vgl. Butler 1990: 143, nach Walgenbach 2017: 70). Wichtig ist bei der Verwendung von «etc.», «usw.» und ähnlichem vor allem, dass dies reflektiert geschieht, das heisst immer im Bewusstsein, dass damit Individuen unbenannt bleiben.

den<sup>15</sup>. So rückt die Genese von Kategorien ins Zentrum und damit «die Analyse *wie* bzw. die Tatsache *dass* kategorisiert wird» (ebd.: 71, Herv. i.O.) – zentraler Aspekt des Intersektionalitätsansatzes, sich auf die Prozesse zu konzentrieren und statt Zustände zu beschreiben und die «Verhältnisse, nicht Kategorien, in ihrer Interferenz» (Soiland 2012: 7). Dabei geht es nicht darum, Kategorisierungen abschaffen zu wollen, sondern vielmehr, die «Kategorien des Wissens und der Repräsentation als wechselseitig produktiv» (Sekuler 2014: 386) zu verstehen mit dem Verständnis, dass Kategorien bei der Konstruktion von Unterschieden aktiv mitwirkend und mit Möglichkeiten zur Transformation sind (vgl. ebd.: 386).

Kategorien sind also nicht einfach gegeben, sondern «umstrittene Effekte von Macht im Wechselspiel von Herrschaft, Kritik und Wissensgenese» (Purtschert/Meyer 2010: 131). Bei einer intersektionalen Untersuchung des Zusammenwirkens von Kategorien bleibt sowohl die hegemoniale, doch auch die emanzipatorische Macht von Kategorien erkennbar (vgl. ebd.: 138). So sei das eigentliche Ziel nicht die Befreiung aus Kategorien, denn diese seien nicht als Ursache der Machtrelationen zu sehen, sondern als ein Mittel, ihnen zu begegnen (vgl. Soiland 2012: 9). Insbesondere dann, wenn die Kategorisierungs- und Machtanalyse auf den drei in Wechselwirkung stehenden Ebenen von Struktur, Repräsentation und Identität erfolgt (mehr zur Mehrebenenanalyse siehe Abschnitt 1.4).

Dennoch ist Kategorien kritisch zu begegnen, damit nicht jemand irgendwann «nicht nur einfach als 'anders', sondern (...) auf einmal als 'falsch'» (Emcke 2016a: 113) wahrgenommen wird. Wenn dann auch noch intra- und interkategorial hierarchisiert wird und Kategorien mit der Zeit «natürlich wirken», wo sie doch selbst nichts sind, ausser dass sie über Macht entweder produziert oder machtvoll belegt und für Diskriminierungen verwendet werden (vgl. AK ForschungsHandeln 2015: 12), werden die damit einhergehenden Ein-, Ab- und Ausgrenzungsmechanismen endgültig problematisch. Problematisch deshalb, weil die Kategorisierungen mit «einem Set zugeschriebener Merkmale» (Klocke 2016: 44) verbunden werden, die in der Regel positiv oder negativ konnotiert sind (vgl. ebd.) und die Norm darstellen sollen. Doch obwohl diese Norm mythisch sei – und keineswegs natürlich – und damit von niemandem gänzlich verkörpert werde, strukturiere sie auf nachhaltige Weise, «wie Menschen gesellschaftlich situiert werden» (Purtschert/Meyer 2010: 133). So stünden Differenzen nicht unverbunden nebeneinander, sondern richten sich auf ein zur Norm erklärtes

---

<sup>15</sup> Auch innerhalb einer Kategorie wird gewertet: Mögen Grunddualismen (wie männlich–weiblich für Geschlechter, hetero–homo für sexuelle Orientierung, weiss–schwarz für *race*) zunächst als komplementär erscheinen, so sind sie sehr wohl hierarchisch angeordnet: Erstgenanntes wird gerne als Norm, Zweitgenanntes als Abweichung definiert (vgl. Walgenbach 2017: 69).

hegemoniales Zentrum aus: «In der Relation zwischen dem, was als Norm gilt, und dem, was als Differentes erscheint, werden Herrschaftsstrukturen ausgebildet und verfestigt.» (ebd.) Konstruiert wie sie sind, können die Normen jedoch nicht auf ihre blossen Merkmale reduziert, sondern muss ihre Genese und vor allem auch ihre Aufrechterhaltung berücksichtigt werden: «Normen werden durch ihre Verkörperungen (re-)produziert, durch Handlungen, die sich der jeweiligen Norm anzunähern versuchen sowie durch Idealisierungen, die in und durch solche Handlungen reproduziert werden.» (Baltes-Löhr 2014b: 341, vgl. auch Butler 2009: 85)

Die (Re-)Produktion geschehe deshalb, weil damit Ungleichheit gerechtfertigt werden könne und diese damit «nicht mehr als eine änderungsbedürftige Ungerechtigkeit» (Klocke 2016: 45) wahrgenommen werden müsse. Je älter und verfestigter Normen sind, um so mehr verschwinden sie «im toten Winkel der sozialen Wahrnehmung» (Emcke 2016a: 115) und werden sie damit zu machtvollen Mechanismen der Inklusion und Exklusion.

### 3.2. MECHANISMEN DER (DEUTUNGS-)MACHT

Die wirkmächtigen Mechanismen, die Kategorien als relevant und als Norm setzen bzw. andere marginalisieren, abwerten oder ausblenden, lassen sich auf verschiedenen Ebenen verorten: in sozialen Strukturen (z.B. Produktionsweisen, staatlichen Regulationen), Institutionen (z.B. Schule, Familie, Militär, Kirchen), symbolischen Ordnungssystemen (z.B. Repräsentationen, Normen, Diskurse, Wissensarchive, Anerkennungspraktiken, symbolische Gewalt), sozialen Praktiken (z.B. Interaktionen, Performanz, Distinktion, körperliche Gewalt) und Subjektformationen (z.B. Identitätsbildung, Subjektivierungsprozesse, Subjektpositionen, sozialpsychologische Prozesse) (vgl. Walgenbach 2007: 57). Diese kategorialen (Vor-) Herrschaftsverhältnisse wirken also in sämtlichen Lebensbereichen und bestimmen, ob man sich gesellschaftlichen Repräsentationsregimes (vgl. Walgenbach 2017: 67) wiederfindet – oder eben nicht. Die Normsetzung definiert zugleich, wer als «unsichtbar und unwichtig» oder «bedrohlich und gefährlich» (Emcke 2016a: 25) gilt; die Genese von normalen kann die Genese *und* den Ausschluss abnormaler Lebensformen bewirken (vgl. Purtschert/Meyer 2010: 133), was sich etwa bei der Machtkategorie Sexualität verdeutlicht, die die (west-europäische) Gesellschaft «elementar materiell, politisch, kulturell und sozial» (Dietze et al. 2012a: 17) strukturiert. Homosexualität sei lange als das Abnormale markiert worden und damit gleichzeitig die Heterosexualität zur Norm ernannt; diese sei zusätzlich «fundamental mit dem Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit» (ebd.) verbunden; damit organisiere die Kategorie Sexualität ebenfalls die Geschlechterverhältnisse: «Ohne Zwangsheterosexualität, Hete-

ronormativität und erzwungene Zweigeschlechtlichkeit würde z.B. die genderspezifische Arbeitsteilung keinen Sinn machen.» (ebd.). Es zeigt sich, dass die Kategorie Sexualität nicht «auf sexuelle Orientierung oder Identitäten reduzierbar» (ebd.) ist, sondern soziale Institutionen auf allen Ebenen strukturiert.

«Macht hat sich immer das Recht angemasst, die anderen zu markieren, während sie selbst ohne Markierungen auskommt.» (Min-ha 1996: 157, nach Purtschert/Meyer 2010: 134) Beziehungsweise markiert sie sich selbst als Zentrum und definiert damit gleich die Peripherie mit – beides dynamische Positionen und vor allem relative, denn «jeder Punkt [kann] als Punkt irgendeiner Peripherie gelten in Beziehung auf irgendeinen anderen als Zentrum» (Todorov 1985: 229). Normierte Praxen und Markierungen verfestigen sich regelmäßig in sich selbst erhaltenden Handlungen und Nennungen und werden so institutionalisiert (vgl. Kennedy 2014: 323) und konstant und zugleich transformierend reproduziert (vgl. Emcke 2000: 225), das Subjekt andauernd von den Machtverhältnissen «auf vielfältige Weisen durchdrungen und produziert» (ebd.: 251). Doch Macht sei immer ein Machtpotenzial und nicht etwas Unveränderliches; Macht besitze «eigentlich niemand, sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie zusammen handeln, und sie verschwindet, wenn sie sich zerstreuen» (Arendt o.J.: o.S., nach Emcke 2016a: 215): Wechselwirkende Herrschaftsverhältnisse als Resultat eines Aushandlungsprozesses zwischen Individuen, deren Identitätskonzepte sich nicht im – notabene nicht existierenden – «ahistorischen, vorpolitischen Raum» (Emcke 2000: 235) bewegen, sondern «ihrerseits Produkt politischer, kulturell partikularer selektierender und wertender Interaktionsprozesse und Machtverhältnisse» (ebd.) sind. Durch Hierarchisierung und Wertung von Differenzen verkommt so «die Verschiedenheit (...) zur Ungleichheit, die Gleichheit zur Identität» (Todorov 1985: 177) und wird aus «Verschiedenheit soziale oder rechtliche Ungleichheit abgeleitet» (Emcke 2016a: 113; siehe Abschnitt 5.5).

Mit Kategorisierung geht «eine Gewöhnung an Vereindeutigung und Hierarchisierung» (Rendtorff 2012: 10) einher, Kategorien «naturalisieren» (Hornscheidt 2015: 203) sich bzw. werden naturalisiert<sup>16</sup>: «(...) die Ordnung [wird] nicht als eine willkürliche [wahrgenommen], d.h. als eine unter anderen möglichen, sondern vielmehr als fraglos und selbstverständlich vorgegebene, als nicht anders funktionierende, also als evidente natürliche Ordnung.» (Bourdieu 1977: 164, nach Kennedy 2014: 324f.). Die Geschichte verwandle sich in Natur, das Willkürliche in Natürliches (Bourdieu 2005: 8, nach Jäger et al. 2015: 22), Konstruktionen

---

<sup>16</sup> Der Naturbegriff wird in dieser Arbeit im Sinne Fischers verwendet: «Wir bleiben aber darauf verwiesen, Natur als ein objektiv Vorgegebenes und als ein kulturell Konzeptioniertes zugleich denken zu müssen.» (Fischer 2004: 15)

würden zu objektiven Tatsachen (vgl. Emcke 2000: 229), Assoziationsketten zu vermeintlichen Gewissheiten (Emcke 2016a: 211) und soziale Erwartungen zu «natürlichen Bestimmungen» (Wetterer 2010: 131). Die Naturalisierung von Kategorisierungen bringt zusätzlich die vermeintliche Tatsache hervor, dass «das Kriterium der Zugehörigkeit» etwas ist, «das den einen gegeben ist und den anderen nicht» (Emcke 2016a: 110) und schafft so willkürliche und unüberwindbare Merkmale der Differenz (vgl. ebd.) – Kategorien werden zum «Ort der Ungleichheit» (Soiland 2012: 3) statt der Verschiedenheit und zum Ort des Ausschlusses und der Ablehnung statt des Einschlusses und der Anerkennung. Dazu brauche es weder Bösartigkeit noch Hass, sondern lediglich «die Gewissheit eines Erbes» (Coates 2016: o.S., nach Emcke 2016a: 94). Paarten sich Normierungs- und Kategorisierungsvorgänge mit «Mechanismen anti-liberalen oder fanatischen Denkens, das exklusive Normen und Codes erfindet, die vorgeblich die einzig richtige Form (...) definieren», würde einerseits Gewalt gegen alles davon Abweichende legitimiert (vgl. Emcke 2016a: 111) und würden zusätzlich Personen oder ganze Gruppen systematisch ausgegrenzt (vgl. Emcke 2000: 300), die sich selbst womöglich gar nicht als Kollektiv wahrnehmen (siehe Kapitel 4). Die abwertenden und ausschliessenden Etiketten haben vor allem zum Ziel, den «Opfern von struktureller Missachtung die Möglichkeit zu nehmen, sich zu wehren» (Emcke 2016a: 102).

Wem alltäglich Diskriminierung oder Missachtung widerfährt, wem täglich nahegelegt wird, sich mit falschen oder verzerrenden «Selbst-»Bildern zu identifizieren, wem suggeriert wird, er oder sie müsse sich für seine Neigungen, Orientierungen, Zugehörigkeiten oder Überzeugungen schämen, der wird ab irgendeinem Zeitpunkt diese alltäglichen Erfahrungen der Missachtung zu einem Teil seiner Selbstinterpretation machen (müssen), weil sie faktisch einen erheblichen Teil seiner Identität ausmachen. (Emcke 2000: 246)

Dieser Verinnerlichung von Missachtung als identitätsbildendes Merkmal kann begegnet werden, indem die gesellschaftliche Positionierung von Subjekten analysiert, das Zusammenspiel von «Normierung und Verwerfung, Anerkennung und Ausschluss» (Purtschert/Meyer 2010: 134) verstanden wird und eine Differenzierung «zwischen symmetrischen und asymmetrischen, akzeptablen und inakzeptablen, zwischen anerkennenden und verletzenden Beschreibungen und Beurteilungen» (Emcke 2000: 261) erfolgt. So wäre zunächst zu unterscheiden zwischen «individuellen und strukturellen bzw. strukturierenden Aspekten» (Rendtorff 2012: 2) und könnte damit weiter ausgemacht werden, welche «Kategorien der Benachteiligung» (Dietze et al. 2012a: 10) «die Zuschreibung 'realer' oder vorgestellter Merkmale und die damit verbundenen Vorurteile bezeichnen» (Soiland 2012: 6). Machtvollen Kategorisierungen und Exklusionen kann begegnet werden mit «demokratischer Gleichheit»,

die nicht lediglich «die Um- und Neuverteilung der Macht unter bestehenden Individuen» bedeutet, sondern die «beständige Erweiterung der Gemeinschaft um neue politische Subjekte, die gehört und gesehen werden wollen» (Purtschert/Meyer 2010: 136).

### 3.3. KATEGORISIERUNG VON GESCHLECHT

Die Binarität der Geschlechterklassifikation stellt «eines der grundlegenden Typisierungsmuster dar, in denen die soziale Welt sich ordnet» (Gildemeister 2010: 139; siehe Kapitel 2). Soiland (2012: 7) formuliert für die Kategorie Klasse, dass der ursprünglich einen Funktionszusammenhang bezeichnende Begriff eine Eigenschaft geworden ist, «eine Seinsweise zumindest oder ein Wesenszug». Das lässt sich auf die Kategorie Geschlecht übertragen: In den sich sprachlich gegenseitig ausschliessenden Kategorisierungen von «Frau» und «Mann» wird die Annahme dieser weitgehend unveränderlichen, klaren, «natürlichen» und dichotomen Einteilung getragen und immer wieder auch hergestellt (vgl. Hornscheidt 2012: 76). Dabei durchziehe Geschlecht alle gesellschaftlichen Felder gleichermassen (vgl. Jäger et al. 2015: 24). Bourdieu benennt den Androzentrismus, insbesondere «die patriarchale binär-hierarchische heteronormative Einteilung der Geschlechter», als vorherrschendes Strukturprinzip, das in der «bürgerlich-kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft» Handeln, Fühlen und Denken antreibt (ebd.: 21). Abweichungen (wie Transidentität, Intergeschlechtlichkeit, Homosexualität) erschienen dadurch als symbolischer Angriff auf die eigene, bürgerliche, heterosexuelle Existenz (vgl. Emcke 2000: 316).

Vorstellungen von «wichtig und unwichtig, natürlich oder sozial, von Werten und Rechten» seien weniger auf vernunftsmässige Einstellungen denn auf eine lange Tradition symbolischer Ordnungen zurückzuführen (vgl. Rendtorff 2012: 4). Das gelte auch für Geschlecht, das nicht als natürliche Bezugsgrösse, sondern als «strukturierendes Moment von Wissen» verstanden werde (vgl. Hornscheidt 2012: 73): Das Verständnis «Gender strukturiert soziale Wirklichkeit und Genderstrukturen sind der sozialen Wirklichkeit eingeschrieben» sei dafür eine Lesart (vgl. ebd.: 74). Eine andere sieht Hornscheidt darin, Geschlecht als «diskursiv geschaffene Kategorie, das heisst durch sprachliche Kategorisierung diskursiv als vorgängig hergestellte Kategorisierung und damit Bedeutungsgenerierung», zu verstehen (ebd.: 75). Das multidimensionale Geschlechterverständnis (siehe Abschnitt 2.4) denaturalisiert diese normativen Konzepte und Kategorisierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, weil es die physischen, psychischen, sozialen und begehrrlichen Dimensionen entkoppelt bei gleichzeitiger Grundannahme ihrer Interdependenzen.



### 3.4. SPRACHLICHE KATEGORISIERUNG

Wer von anderen gehört, gesehen und anerkannt werden soll, braucht Kommunikation und damit Sprache und Benennungsmöglichkeiten.

Mit einem perspektivisch-pragmatischen Verständnis wird (...) von der sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit und Welt ausgegangen. Sprache wird hier als ein zentrales kommunikatives Medium der Verhandlung prinzipiell dynamischer Bedeutungen aufgefasst, die nicht in den Worten und ihren systeminhärenten Oppositionen zueinander liegen, sondern in der Wahrnehmung der Interagierenden und zwischen diesen kontinuierlich ausgehandelt werden, wobei Aspekte der Macht und Prozesse der Naturalisierung und Konventionalisierung für die interaktive Aushandlung von Bedeutungen eine wichtige Rolle spielen. (Hornscheidt 2012: 78)

Damit ist Sprache «immer eine Handlung» (ebd.: 79) mit institutionellem Charakter (vgl. ebd.: 80), die weniger als Werkzeug zur Abbildung einer «aussersprachlichen Realität, sondern als ein Realität herstellendes Mittel» (ebd.: 79) verstanden werden kann. Die stark konventionalisierte Form der Kommunikation ist sozial wirkmächtig, weil durch sprachliche Benennungs- und Kategorisierungspraktiken Ansichten auf die Wirklichkeit zu einer allgemeinverbindlichen Norm gemacht werden können und weil damit «die Idee, es gäbe diese benannten und kontinuierlich aufgerufenen Kategorien» (ebd.: 76) immer wieder reproduziert wird (vgl. ebd.: 79, 72). Je standardisierter dies geschieht, umso mehr erhalten die kommunikativ hergestellten Kategorisierungen den Anschein «der Vorgängigkeit und Natürlichkeit» (ebd.: 67), als wären sie «vorgängige Ordnungsgrössen» (ebd.: 70) – entstanden in diesem nicht existenten ahistorischen und vorpolitischen Raum (vgl. Emcke 2000: 235).

«Lexikalische Schlüsselemente» (Kennedy 2014: 334) bestimmen in grossem Mass, wie Individuen sich in der sozialen Welt verorten können, werden doch Subjekte «im Akt des Benennens erst und immer wieder neu geschaffen» (Hornscheidt 2012: 70, Fussnote 9) und werden Subjekte «durch und in Diskursen» (ebd.: 71) individualisiert.

I would like to suggest that reality is constructed, maintained or changed not only in the way we word the world, but also in the way that we cognitively interact with, rather than simply recover, other's wording of it at the same time. (Marmaridou 2000: 55, nach Hornscheidt 2012: 82)

Dauerhafte Benennungen und Kategorisierungen wirken homogenisierend auf die – verfügbare – Terminologie (vgl. Emcke 2000: 250), lassen Vielfalt und Variabilität verschwinden und führen zu Festschreibungen und Ausschlüssen (vgl. Hornscheidt 2012: 83). Bei sozialen Kategorisierungen wird besonders deutlich, dass «die Zuordnung (...) vielfach keine 'unschuldige', bloss deskriptive Angelegenheit ist, sondern eine strategisch einzusetzende Grösse im Kampf um Anerkennung, Rechtfertigung und Macht» (Deppermann 2002: 23,

nach Hornscheidt 2012: 83). Die Benennungen deuteten auf eine zugrundeliegende Norm hin, und die explizite Benennung einer Abweichung wiederum festigte die Norm gleichzeitig und implizit (vgl. Hornscheidt 2012: 77) – Kategorisierungen und Zuschreibungen werden durch die Benennungen stabilisiert (vgl. Dietze et al. 2012b: 136). Kategorisierende Beschreibungen einer Person oder einer Eigenschaft einer Person schaffen tendenziell eine dauerhafte Zuordnung: «A name tends to fix, to freeze.» (Butler 1997: 35, nach Emcke 2000: 242)

Das Subjekt sei sprachlich konstituiert und werde durch die sprachliche Anrede und sprachlich vermittelte Situierung im Kontext etabliert – nicht allein durch das eigene Verwenden der Sprache, sondern auch dadurch, dass es ansprechbar sei und angesprochen werde (vgl. Emcke 2000: 241). Das mit Fremdzuschreibungen (siehe Abschnitt 5.4) ausgestattete Subjekt richtet sich an den Erwartungen und Vorgaben seiner Umwelt aus, womöglich durch Missachtung des eigenen Identitätsverständnisses, und verliert die Orientierung, wenn es nicht in seinem Selbstverständnis anerkannt wird (vgl. Emcke 2000: 242; siehe auch Einleitung). Es sind nicht primär die Bezeichnungen – oder die Nichtbenennungen –, die wirkungsvoll sind, sondern vor allem der «Verlust der Anerkennung des eigenen Entwurfs, des eigenen Selbstverständnisses» (ebd.: 244), die einen den Kontext verlieren lassen (vgl. Emcke 2016a: 232). Besonderer Effekt sprachlicher Verletzung – durch explizite Benennung oder implizite Nichtbenennung – ist der «Verlust an Sicherheit» (Emcke 2000: 242) bezüglich der eigenen gesellschaftlichen Verortung, wobei der Nichtbenennung ein ausserordentlicher Stellenwert zukomme: «Nicht gesehen, nicht erkannt zu werden, unsichtbar zu sein für andere, ist wirklich die existenziellste Form der Missachtung.» (Emcke 2016a: 24)

### 3.5. DYNAMISCHE KATEGORISIERUNG

«Als Norm, die unabhängig von den Praktiken zu sein scheint, die sie regiert, resultiert die Idealität von Gender aus dem wiederholt herbeigeführten Effekt genau jener Praktiken», konstatiert Butler (2009: 84, nach Baltes-Löhr 2014b: 341). In dieser Triade von Norm-Praktik-Ideal liege durchaus die Möglichkeit der Veränderung durch Wiederholung und der «in der Wiederholung innewohnenden Möglichkeit der langsamen Verschiebung» (Baltes-Löhr 2014b: 341). Die Möglichkeit zur «produktiven Instabilität» (Dietze et al. 2012b: 137) scheint gegeben, z.B. durch Benennung (siehe Abschnitt 3.4). Was als verallgemeinerungsfähig gelte, zeige sich erst im «moralisch-praktischen Diskurs» und erweise sich daher immer wieder als anfecht- und korrigierbar (vgl. Emcke 2000: 307). Dieser Prozess des Aushandelns gehöre zum Kern einer demokratischen Kultur, ohne sie zu gefährden; «als erfah-

rungeoffener, deliberativer Lernprozess» (Emcke 2016a: 198) und «dynamische, lernfähige Ordnung» (ebd.) bestätige er im Gegenteil die Demokratie. Erneut wird die Notwendigkeit eines interdependenten Verständnisses deutlich: Weniger ist relevant, «welche Mitglieder sich an den jeweiligen Polen» (Soiland 2012: 9) – so es sie denn gibt – versammeln oder versammelt werden; vielmehr stehen Dynamiken und Diskurse im Fokus.

Wenn auch «nur die Betroffenen selbst die jeweils 'relevanten Hinsichten' (...) klären können» (Habermas 1992: 506, nach Emcke 2000: 313) und es «unterschiedliche Formen von Andersartigkeit» (Zobel 2014: 233) gibt, so werden Individuen dennoch kategorisiert und damit zu Kollektiven zusammengefasst.

### 3.6. REKAPITULATION III

Kategorisierungen und damit einhergehend Normierungen wirken als Orientierungshilfe in einer Welt, die so viele Identitäten ermöglicht, wie es Menschen gibt und so im Prinzip jegliche Kategorisierung überflüssig macht; doch Desorientierung ist nur schwer aushaltbar, deswegen wird eben doch kategorisiert. Diese Fremd- und Selbstzuordnungen wirken wiederum harmonisierend – nicht nur auf die Terminologie, sondern auch auf das soziale Zusammenleben – und damit homogenisierend und auch ausschliessend. Was heisst dies für das Individuum, das den Normen nicht entsprechen will/kann oder eingeordnet wird in ein Kollektiv, dem es sich selbst nicht zugehörig fühlt oder dessen zugeschriebener Charakter für es selbst nicht relevant ist?

## 4. Kollektive und kollektivierte Identitäten

Soziale Kategorisierungen bedeuten Gruppenbildungen, die Individuen zu kollektiven Identitäten zusammenführen. Dabei gehört man einigen Gruppen selbst an (Ingroups), anderen nicht (Outgroups) (vgl. Klocke 2016: 44). Nebst der Bedeutung, die kollektive Identitäten für ihre Angehörigen haben, gilt es auch den Sinn zu betrachten, den sie für andere haben (vgl. Emcke 2000: 15). Verschiedene Modelle kollektiver Identitäten wurden aufgestellt: das liberale, individualistische Modell (Rawls), das Gruppen-Identitäts-Modell (Kymlicka, Taylor), das passive, serielle Identitäts-Modell (Sartre, Young), das Modell erzwungener, ausgegrenzter Identität/Differenz (Foucault) und viele mehr<sup>17</sup>. Die Modelle unterscheiden sich einerseits darin, ob sie auf das individuelle Mitglied fokussieren und so das Kollektiv lediglich als «Rahmen individueller Selbstfindung» verstehen oder ob sie «das Kollektiv als Einheit innerhalb einer grösseren pluralen Gesellschaft visualisieren und den Einzelnen dabei an den Rand der Betrachtung rücken» (ebd.: 18). Andererseits differenzieren die Modelle auch, ob sie sich auf die «Reproduktion der Praktiken und Bedeutungen» konzentrieren oder auf die «ursprüngliche Konstitution oder Konstruktion der Gruppe selbst» (ebd.).

### 4.1. TYPOLOGIE KOLLEKTIV(IERT)ER IDENTITÄTEN

Emcke versteht kollektive Identitäten «weniger als fertiges Objekt, denn als Produkt eines dynamischen Prozesses» (ebd.: 203), folglich auch weniger als abgrenzbare soziale Entität, sondern vielmehr als poröses, hybrides, eher ideelles, vor allem aber dynamisches Gebilde (vgl. ebd.: 202 und 228), das sie mit zwei Typen ausdifferenziert:

#### 4.1.1. TYP I: GEWOLLTE, SELBST-IDENTIFIZIERTE KOLLEKTIVE IDENTITÄTEN UND LEBENSFORMEN

Die kollektive Identität vom Typ I kann über die individuelle Überzeugung der Zugehörigkeit identifiziert (vgl. ebd.: 204) und bei ihrer Entstehung kann ein «aktives, bewusstes Element der Mitgestaltung durch die Angehörigen» (ebd.) ausgemacht werden.

Die Identifikation mit einer kollektiven Identität besteht, oder besser: beweist sich nicht allein in der zustimmenden, überzeugten Zugehörigkeit zu einer etablierten kollektiven Identität, sondern es handelt sich um einen produktiven Aneignungsprozess, bei dem die Praktiken und Bedeutungen in post-traditionalen Gesellschaften auch überprüft werden können. Das Subjekt passt sich den herkömm-

---

<sup>17</sup> Vgl. dazu ausführlich und vergleichend: Emcke 2000.

lichen Praktiken und Bedeutungen an oder aber sucht diese zu verändern. Das Objekt der Identifikation, die kollektive Identität, ist somit mitunter selbst erst Produkt der Wünsche, Überzeugungen und Anforderungen der sich aktiv identifizierenden Angehörigen, die ihre Zugehörigkeit in einem permanenten kommunikativen Prozess artikulieren und manifestieren. (Emcke 2000: 218)

Die Bedeutungen und Praktiken des Kollektivs vom Typ I sind somit nicht Produkt einer zwanghaften Zuschreibung von aussen (vgl. ebd.: 226), sondern die Angehörigen selbst bestimmten die Kriterien der Zugehörigkeit (vgl. ebd.). Durch das Dasein des Individuums in einer kommunikativen Lebensform – in einer Sprech- und Handlungsgemeinschaft – und in der Anerkennung darin werde das Individuum erst als solches wahrgenommen (vgl. ebd.: 227). In diesem kommunikativen Interaktionsprozess lerne das einzelne Subjekt, «sich aus der Perspektive der Anderen einer Sprech- und Handlungsgemeinschaft wahrzunehmen» (ebd.: 218) und konfliktbeladene Erwartungen produktiv zu vereinigen.

Welche Kriterien für die Zugehörigkeiten durch die Angehörigen benannt werden, scheint eher zufällig zu sein: «In unterschiedlichen Kontexten werden verschiedene Eigenschaften als relevant definiert und zu unterschiedlichen Zeiten werden neuartige Kriterien der Unterscheidung eingezogen und bestimmte Eigenschaften werden wechselnd als relevant klassifiziert.» (ebd.: 205) Die Angehörigen einer Sprech- und Handlungsgemeinschaft teilen sich «Konventionen der kognitiven, affektiven und normativen Orientierung» (Seel 1993: 246, nach Emcke 2000: 205), kollektive Identitäten bieten also «Muster alltäglicher Orientierung» (ebd.: 245, nach Emcke 2000: 205). Je weniger sich kollektive Identitäten als «heterogenes, umstrittenes Ergebnis der Geschichte der Anpassung, Sezession, Selektion, des Vergessens, der Kritik und der Interpretation» verstehen – je homogener das Selbstverständnis also ist –, umso eher neigen sie zu Fundamentalismus und Verhärtung (vgl. Emcke 2000: 224).

[Das bedeutet], dass kulturelle Lebensformen und kollektive Identitäten ihren Fortbestand nur gewährleisten können, wenn sie ihre Angehörigen von ihren Praktiken und Bedeutungen überzeugen können, so dass die Mitglieder von sich aus motiviert sind, diese Zugehörigkeit nach kritischer Evaluierung und in Kenntnis anderer Alternativen zu praktizieren und weiter zu reproduzieren. (Emcke 2000: 225)

Anders gesagt: Für den Erhalt kollektiver Identitäten des Typs I ist es unabdingbar, dass die Angehörigen ihnen – ihren Kriterien, Mechanismen, Dynamiken und Geschichten – zustimmen. Diese Interpretationen und Zustimmungen durch die eigenen Angehörigen lassen «zumindest an der kulturellen Peripherie» (ebd.: 222) eine gewisse Dynamik und Vielfalt entstehen.

Kulturelle Kollektive des Typs I wollen als diese Identität anerkannt werden. Die individuellen Angehörigen wollen dementsprechend in dieser Zugehörigkeit anerkannt werden. Das erfolgreiche und angestrebte Anerkennungsverhältnis besteht bei diesen Gruppen in einer Bestätigung ihrer Identität, in dem rechtlichen Schutz ihrer Praktiken und Überzeugungen. Sie wollen als gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft als Einzelne und als Angehörige einer distinkten Gruppe anerkannt werden. Die Anerkennung besteht in diesem Fall in einer Affirmation der kulturellen Differenz bei gleichzeitigem Zuerkennen der individuellen Gleichwertigkeit als moralisch zurechnungsfähiges Individuum, das in einer kulturell ausdifferenzierten Gesellschaft gleichberechtigt kooperieren und partizipieren darf. (Emcke 2000: 320)

#### 4.1.2. TYP II: NICHT-INTENTIONALE, SUBJEKTIVIERENDE KONSTRUKTION VON KOLLEKTIVEN IDENTITÄTEN

Kollektive Identitäten des Typs II dagegen wollen nicht als das anerkannt werden, «was sie sind», denn das «was sie sind» ist ein ambivalentes Produkt aus Aneignung verletzender Beschreibungen und Bewertungen und dem Aufbegehren gegen eine fremde, demütigende Identität und Lebenssituation. Die Angehörigen dieser Gruppen in ihrer kulturellen Differenz (...) anzuerkennen, würde die erfahrene, identitätsmitbildende Missachtung nur reproduzieren und die einzelnen Personen weiterhin in identitären Kontexten bestätigen, mit denen sie sich nicht identifizieren wollen. (Emcke 2000: 321)

Kollektivierte Identitäten des Typs II erfahren ihre Zuschreibungen und Zugehörigkeitskriterien von aussen, die Subjekte werden kollektiviert und sind damit ein «'künstliches' Produkt eines sozialen und politisch-historischen Herstellungsprozesses» (ebd.: 229), während «den betroffenen Subjekten in einer Vielzahl von Hinsichten und auf unterschiedlichen Ebenen die Fähigkeit oder Möglichkeit zur Artikulation eigener Wünsche oder Perspektiven genommen wird» (ebd.: 230). Es sind also eher formale denn substanzielle Gemeinsamkeiten, die die Individuen der kollektivierten Identitäten teilen. So kann das gemeinsame Attribut auch Erfahrung mit Diskriminierung in einer ablehnenden Umwelt sein (vgl. ebd.: 228). Damit können abwertende und/oder missachtende Zuschreibungen kollektive Identitäten formen, unabhängig davon, ob die Identitätsbildung gelingend oder misslingend, verletzend oder anerkennend ist (vgl. ebd.: 230; siehe auch Abschnitt 5.2).

Unabhängig von Wahl, Überzeugung oder Identifikation (...) legen die historischen Umstände oder die kulturellen Zuschreibungen und Wertungen einer partikularen Sprech- und Handlungsgemeinschaft fest, was als «glaubwürdige» Darstellung einer Zugehörigkeit oder als «glaubwürdige» Identität zu gelten hat. Ob dann die unglaubwürdige «Darstellung einer Identität» schlicht missachtet wird oder ob sie belächelt wird oder gar verboten, ist dann Folge dieser vorgängigen sozialen Konstruktion von Zugangsberechtigungen. (Emcke 2000: 237)

Aus diesen abwertenden Festlegungen von aussen ergeben sich neue Selbstverständnisse kollektivierter Identitäten nicht-intentionaler, erzwungener Art (vgl. ebd.: 246). In einer «asymmetrisch strukturierten Gesellschaft» (ibd.), die Gruppen oder Personen daran hindere, eigene Selbstdarstellungsmöglichkeiten zu entwickeln, sei die «Ausbildung eines unversehrten Selbstverhältnisses» (ibd.) jedoch nicht möglich.

#### 4.2. ENTSTEHUNG UND ERHALT KOLLEKTIV(IERT)ER IDENTITÄTEN

Aufgrund der skizzierten Typisierung kollektiver (Typ I) und kollektivierter (Typ II) Identitäten kann unterschieden werden, ob eine Gruppe «durch wechselseitige Anerkennung» entstanden ist und die Mitglieder «ihre Zugehörigkeit aufgrund individueller Überzeugung» erlangen – selbstgewählt und gewollt – oder ob die Gruppe durch Zuschreibungen zustande kam, mit denen sich «die als zugehörig klassifizierten Personen nicht identifizieren» wollen (oder können) – gewaltsam erzwungen also (vgl. ebd.: 260, 263). Dabei gilt es, den Blick nicht auf die kollektiv(iert)en Identitäten alleine, sondern ebenso auf die Prozesse des Entstehens und des Erhalts zu lenken. Bei kollektivierten Identitäten – also bei Typ II – sind diese deshalb beachtlich, weil sie nicht auf Bestätigung und innerer Überzeugung, sondern vielmehr auf einer «permanenten Reproduktion oder Fixierung einer Verletzung und sozialen Ausgrenzung» fussen (vgl. ebd.: 312). Dabei werden die Individuen möglicherweise auf ein Kriterium reduziert, das für das Selbstverständnis nicht zentral ist, als zentrale Unterscheidung von anderen nicht dem subjektiven Erleben entspricht; die Zuschreibung stellt also eine Verkürzung dar (vgl. Rendtorff 2012: 3) und die Zugehörigkeit wird nicht als überzeugend wahrgenommen (vgl. Emcke 2000: 300), sondern erst aufgrund der Fremdzuschreibung zu einem «identitär-relevanten Kriterium» (ibd.: 299).

Sowohl für kollektive wie für kollektivierte Identitäten gilt: Sie werden immer gestaltet durch aktive Individuen aus In- und Outgroups, sie sind beweglich und porös, sie führen ein «subversives Eigenleben, [weil sie] an ihren Rändern immer wieder internen wie externen Versuchen, sie zu einer homogenen Einheit zu stilisieren» (ibd.: 341), widerstehen. Generalisiert – und damit die zentralen Merkmale ab- und ausgebildet – werde vor allem durch bzw. über diejenigen Individuen, die «auffällig sind und mühelos der entsprechenden Gruppe zugeordnet werden können» (Klocke 2016: 45). Um die Eigengruppe positiv zu bewerten und damit ihren Erhalt zu rechtfertigen, sei hilfreich, sie im Vergleich mit anderen besser dastehen zu lassen – eine Abwertung von Fremdgruppen geschehe in der Regel vor allem dann, wenn eine Bedrohung wahrgenommen bzw. vermutet werde (vgl. ebd.: 44). Gerne werde eine «Eindeutigkeit der eigenen Tradition» behauptet und eine gemeinsame Zuge-

hörigkeit postuliert, die allerdings der Phantasie entspringe (vgl. Emcke 2016a: 128). Die Abwertung von Fremdgruppen könne neben allen negativ zu bewertenden Ausgrenzungen auch positive Folgen haben, weil sich – wenn auch ungewollt – «neue konstruktive Vergemeinschaftungen oder Praktiken [bilden], die eine andere selbstbewusste Form der Bindung schaffen» (Emcke 2000: 341).

#### 4.3. KOLLEKTIV(IERT)E IDENTITÄTEN UND INDIVIDUELLE IDENTIFIKATION

Kollektive Identitäten – und möglicherweise auch kollektivierte – können «sinnstiftender Horizont und Rahmen des erfüllten Lebens» (ebd.: 269) sein. Da das Individuum in einer kommunikativen Lebensform involviert sei, sei es angewiesen auf das responsive Verhalten anderer (vgl. Wingert 1993: 178, nach Emcke 2000: 271), und damit verbunden sei die intersubjektive Verschränktheit der Einzelnen mit den Anderen (vgl. Emcke 2000: 271).

Im *erfolgreichen* Fall reagieren die anderen, auf die hin sich das Subjekt oder die Gruppe entwirft, mit Respekt – dann sprechen manche Autoren von Anerkennung. Im *missglückten* Fall reagieren die anderen mit Missachtung oder dem Verweigern von Respekt – dann kann von moralischer Verletzung oder Demütigung gesprochen werden. (Emcke 2000: 271.)

Beide Reaktionsweisen gestalten das Selbstverständnis der betroffenen Gruppen – und damit einhergehend der Individuen – mit (vgl. ebd.), wobei die Verweigerung von Respekt und damit die Ausgrenzung «Disidentifikation zu einer notwendigen Überlebensstrategie» (Dietze et al. 2012b: 134) macht. Voluntatives Selbstverständnis und Fremzuschreiben stehen so in einem symmetrischen Verhältnis, in dem eine moralische Verletzung festgestellt werden kann (vgl. Emcke 2000: 296).

#### 4.4. REKAPITULATION IV

Die Typisierung kollektiver Identitäten zeigt auf, dass Zugehörigkeit intentional oder nicht-intentional geschehen kann. In beiden Fällen kann dies mit Anerkennung oder mit Missachtung durch die Anderen gekoppelt sein, im zweiten Fall resultiert daraus moralische Verletzung, die die Identität nachhaltig beeinflusst. In Bezug auf nicht heteronormative Selbstverständnisse (wie Transidentität oder Intergeschlechtlichkeit) bedeutet dies oftmals, dass Personen auf dieses – durchaus Identität mitprägende – Merkmal reduziert werden, ohne dass die Anderen berücksichtigen, wie sich das Individuum selbst positionieren will. Das nachfolgende Kapitel zeigt diese Dynamiken auf.



## 5. Zwischen individueller und kollektiv(iert)er Identität

### 5.1. DAS EIGENE UND DAS ANDERE

Der Sinn, die wahrnehmende Wirklichkeit der Welt, erschliesst sich dem erkennenden, deutenden, handelnden Subjekt immer als sozial konstruierter, als Wissen, das aus dem übersubjektiven, gesellschaftlichen Wissensvorrat stammt und sowohl Inhalte wie Handlungsweisen, Regeln, Normen oder Moralvorstellungen umfasst. (...) Es gibt kein begreifbares «an sich» der Welt jenseits der Bedeutungszuschreibungen. (Keller 2005: 40, nach Hornscheidt 2012: 70)

Spätestens, wenn das Subjekt bei seiner Suche nach Identität auf Widerstand in Normen und Praktiken stösst, sucht es den Kreis der Adressat\*innen seiner Kreativität und Impulsivität zu erweitern (vgl. Emcke 2000: 214); dabei erlebt es die Koexistenz anders gearteter oder fremder Lebensformen. Die normativen Erwartungen, die an das Subjekt gestellt werden, kommen nicht aus einer einzigen kollektiv(iert)en Identität – es sind mehrere Lebenswelten, in denen es sich zu verorten sucht (vgl. ebd.: 215), weil es auf das responsive Verhalten unterschiedlicher Anderer angewiesen ist, um in intersubjektiven Anerkennungsverhältnissen sein Selbstverständnis zu bestätigen (vgl. Wingert 1993: 194, nach Emcke 2000: 19) und zu stabilisieren: «Das Eigene im Anderen und das Andere im Eigenen darstellen und dabei sich und dem Anderen gerecht werden.» (Baltes-Löhr 2014a: 22) Das Subjekt erhebe dabei den Anspruch auf Anerkennung aufgrund einer Bedürftigkeit, die sich wiederum aus der moralischen Verletzbarkeit der Person erkläre: «Das Involviertsein in einer kommunikativen Lebensform besagt ja gerade, dass der verletzbare Einzelne angewiesen ist auf das responsive Verhalten anderer.» (Wingert 1993: 178, nach Emcke 2000: 271) Diese Abhängigkeit vom responsiven Verhalten anderer unterstützt die Wandelbarkeit der Identität (vgl. Emcke 2000: 228), da dadurch die Anderen das Selbstbild mitgestalten – nicht nur die Anderen der eigenen kollektiv(iert)en Identität, sondern auch Mitglieder anderer «kulturell ausdifferenzierten Sprech- und Handlungsgemeinschaften» (ebd.: 278). Diese intersubjektive Verschränktheit bewirkt, dass sowohl Anerkennung als auch die Verweigerung von Anerkennung – durch Andere eigener oder fremder Lebenswelten – «konstitutiv für die Ausbildung individueller oder kollektiver Identitäten» (ebd.: 293) ist. Da sich die «postkonventionelle Identität des vergesellschafteten Individuums» in sowohl wechselnden wie multiplen Zugehörigkeiten ausbildet, sind es ebendiese pluralen Erwartungen, die das Subjekt «in reflektierter Eigenleistung» (ebd.: 214) zu einem neuen Ganzen zusammenfügen muss.

## 5.2. GELINGENDE UND MISSLINGENDE IDENTITÄTSENTWICKLUNG

«Our identity is partly shaped by recognition or its absense, often by the misrecognition of others.» (Charles Taylor o.J.: o.S., nach Emcke 2000: 270). Identität ist zudem «mehr als nur ein Eindruck oder Gefühl von etwas somatosozial Vorgegebenem» (Groneberg 2014: 79); vielmehr immer auch «das, was man nicht ist» (Villa 2010: 152); differenz- und identitätsbildende Subjektkonstitutionen erfolgen in Prozessen von Zuschreibung und Aneignung (vgl. Baltes-Löhr 2014a: 17). Dabei orientiert sich das sich selbst interpretierende, intentional handelnde Subjekt an vorhandenen Rollenmustern, Lebensmodellen und kulturell-identitären Geschichten – manchmal eingeschränkt, weil eigene Identitätsmodelle bzw. -rollen nicht zugänglich sind oder von Anderen nicht wahrgenommen werden (vgl. Emcke 2000: 237f.). Zwei Sozialisationsmechanismen sind im Identitätsfindungs- und -ausbildungsprozess zu unterscheiden: Das Subjekt lernt einerseits, ein soziales Selbst zu bilden, und andererseits, sich in kommunikativen Lebensformen zu integrieren (vgl. ebd.: 209).

Sozialisation bezeichnet (...) den Prozess, in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt. Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen<sup>18</sup> Anlagen, insbesondere den körperlichen und psychischen Grundmerkmalen, die für den Menschen die «innere Realität» bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die «äussere Realität» bilden. (...) Darin stecken die erkenntnisleitenden Annahmen, dass die Subjektwerdung nur in wechselseitiger Beziehung zwischen der Persönlichkeits- und der Gesellschaftsentwicklung möglich ist und die Individualität des Menschen sowohl durch seine genetische Anlage als auch durch soziale und ökologische Faktoren entwickelt wird. (Hurrelmann 2006: 15f.)

Sozialisation<sup>19</sup> wird also verstanden als Prozess der «Verinnerlichung sozialer Werte und Normen» (Baltes-Löhr 2014b: 344), bei dem das Individuum eine aktive Rolle spielt und zum «produktiv Realität verarbeitenden Subjekt» (Hurrelmann 2006: 27) erklärt werden kann. Identitätsformationen sind durch die Prozesshaftigkeit keine «stabilen Gebilde» (Dietze et al. 2012b: 118), sondern «multiple, bewegliche Gebilde, die sich gegen und an traditionellen, erlebten Überzeugungen, aber auch an Praktiken der Diskriminierung bilden und subversiv

---

<sup>18</sup> Die Verwendung des Begriffs ist dann unproblematisch, wenn «natürliche Anlagen» als konstruiert und dynamisch verstanden werden.

<sup>19</sup> Nass (2016: 16) identifiziert drei Sozialisationsinstanzen: 1. Familie, 2. gesellschaftliche Teilsysteme wie Kindergärten, Schulen, Berufsbildungseinrichtungen, sozialpädagogische Einrichtungen, 3. formelle und informelle soziale Organisationen in Freizeit und Wohnwelt, Peers und Medien.

weiterbilden» (Emcke 2000: 341). So sind auch die – für das Subjekt relevanten – Identitätskategorien nicht stabil und zementiert (vgl. Dietze et al. 2012b: 137). Für die Entwicklung der Identitäten ist es vielmehr zentral, auf die Veränderungen der Umwelt einzugehen und «das eigene Handeln auf diese Veränderungen zu beziehen» (Nass 2016: 15f.) – nur so ist der «angestrebte Gleichgewichtszustand zwischen innerer und äusserer Realität» (ebd.: 19) zu erreichen. Mit Bezug des eigenen Handelns auf die Umwelt wirkt das Subjekt selbst wiederum «am Prozess der eigenen Vergesellschaftung» und der Gestaltung und Veränderung kultureller und kommunikativer Lebenswelten mit (vgl. Emcke 2000: 216).

Auf der Identitätsebene (siehe Abschnitt 1.4) findet eine «Verortungsarbeit» des Subjektes statt, wobei zwischen dem Selbst und dem Anderen unterschieden werde (Winker/Degele 2009: 59, nach Walgenbach 2017: 78). Diese Identitätskonstruktionen hätten die Funktion, Unsicherheiten durch Ab- und Ausgrenzung von Anderen zu vermindern und Sicherheit durch Zusammenschlüsse zu erhöhen (Winker/Degele 2009: 61, nach Walgenbach 2017: 78). Die Identitäten einer Person zeige sich nicht allein in den Handlungen, sondern auch in den Erklärungen und Selbstdarstellungen. Mit dieser narrativen Ebene wird eine zeitliche Dimension betont, die verdeutlicht, dass «Personen und Kollektive über eine Geschichte» verfügen (Emcke 2000: 233f.).

[«Individuierung durch Vergesellschaftung»] verdeutlicht, wie das Subjekt im Zuge seiner Ich-Ausbildung eine Interaktionskompetenz ausbildet und auch lernt, vielfältige Wahrnehmungen und konfligierende Erwartungen zu integrieren, und so zunächst zu einer intersubjektiv vermittelten Selbstverständigung und einer Differenzierung der Rollenstruktur gelangt. (Emcke 2000: 209)

Beim Erwerb dieser Interaktionskompetenz integriert das Subjekt nicht nur kognitive, sondern auch normative Verhaltenserwartungen (vgl. ebd.: 210). So kommen zu der Perspektiven- eine Rollenübernahme und das Einbeziehen normativer Erwartungen hinzu, um die eigenen Handlungsmotive und Verhaltensweise reflexiv zu kontrollieren (vgl. ebd.: 211). Das Subjekt lernt dabei, die eigene «ethisch-existenzielle Identität und Lebensgeschichte vor und in diesen unterschiedlichen Perspektiven und Interpretationskontexten zu vertreten» (ebd.: 217). Soziale Kategorisierungen werden damit – unabhängig davon, ob sie konstruiert, falsch, unsinnig oder pejorativ belastete Prädikate darstellen – zum «eigenen» Selbstverständnis (vgl. ebd.: 239). Es wird deutlich: «'Eigenes' bedeutet oftmals lediglich das Produkt einer An-Eignung von vormals 'Fremdem'.» (ebd.: 261)

Der Begriff «Identität» beschreibt eine «kohärente und kontinuierliche Synthetisierungs- und Integrationsleistung (...), die es dem Individuum ermöglicht, zu sich selbst über Raum und Zeiten hinweg 'Ich' sagen zu können» (Zirfas 2001: 52, nach Baltes-Löhr 2014a:

22). Dabei können Selbstzuschreibungen als «Form der Selbstbehauptungen» gelten, um damit ein intaktes Selbstbild zu ermöglichen, das Schutz bietet vor «alltäglichen Demütigungen der Mehrheitsgesellschaft» (Walgenbach 2017: 86). Entscheidend im Umgang mit der äusseren Umwelt und für die Anpassungsleistungen scheint die Kompetenz, die «innere Realität realistisch einzuschätzen und ihr Potenzial für eigene Handlungen und Entwicklungen auszuschöpfen» (Hurrelmann 2006: 27). Die Identitäts- und damit Persönlichkeitsentwicklung kann dann als gelingend bezeichnet werden, wenn eine Passung zwischen inneren – körperlichen und psychischen – Anlagen und sozialer Umwelt besteht (vgl. Nass 2016: 16).

Im misslingenden Fall hingegen wirkt das responsive Verhalten der Sprech- und Handlungsgemeinschaften, in denen sich das Subjekt selbst verortet und auf die es sich bezieht, missachtend oder verletzend (vgl. Emcke 2000: 231). Misslingend heisst demnach nicht, dass keine Identität geformt wird, sondern vielmehr eine, die die Integrität der Person verletzt (vgl. ebd.: 230). Das Subjekt könne sich diesem verletzenden responsiven Verhalten nicht entziehen, weil sich erstens sein intentionales Verhalten an den vorgegebenen Rollen- und Verhaltensmustern derselben Lebenswelt orientiere. Zweitens würden auch kränkende und abwertende Wahrnehmungen und Perspektiven der Anderen verinnerlicht. Und drittens schliesslich komme es zu einer «Überwältigung angesichts der Dominanz der negativen Wertung» (ebd.: 233). Eine durch missachtendes responsives Verhalten der Anderen geprägte Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung, der die Wahl intentionaler Zugehörigkeiten durch Abwertung verweigert wird, gestaltet das Selbstbild mit und kann zu einem ambivalenten und gebrochenen Selbstverständnis führen (vgl. ebd.: 248 und 312).

#### 5.2.1. GESCHLECHT ALS ZENTRALE IDENTITÄTSKATEGORIE

Die Kategorisierung Geschlecht hängt offenbar eng damit zusammen, was das Subjekt «als sein Selbst, als sein Ich, als seine Identität, als seine eigene Subjektivität, als seine Differenz zu andern versteht, empfindet, wahrnimmt, akzeptiert oder ablehnt» (Baltes-Löhr 2014a: 21). Geschlecht ist – psychisch, physisch, sozial und begehrt – ein vorläufiges Ergebnis eines Prozesses, den das Individuum mit und in seinen Sprech- und Handlungsgemeinschaften erlebt (siehe Kapitel 2). Die Selbstverortung ist zwar eine individuelle Leistung, diese jedoch nicht «Gegenstand beliebiger Wahl» (Groneberg 2014: 78). Welchen Zugang das Subjekt zur (geschlechtlichen) Wirklichkeit hat, hängt vielmehr davon ab, auf welche Scripts und welche Repräsentationen es zurückgreifen kann (vgl. Fassin 2014: 102). Die «intra- und interpersonelle Wahrnehmung der geschlechtlichen Identität» (Nass 2016: 12) sei immer – und von Beginn weg – mit soziokulturellen Deutungsmustern belegt und in ein umgebendes Ge-

schlechtersystem mit allen Bedeutungen, Implikationen und Erwartungen eingebettet; eine reine Eigenwahrnehmung sei nie möglich (vgl. Groneberg 2014: 80). Was, wenn es für das geschlechtliche Selbstverständnis des Individuums keine Erwartungen gäbe, weil es nicht denk-, anerkenn- und benennbar ist? Was, wenn kein Raum für die «Entwicklung zu einem eigenen Geschlecht» (Baltes-Löhr 2014a: 20) zur Verfügung gestellt würde?

### 5.3. POSITIONEN IN SPRECH- UND HANDLUNGSGEMEINSCHAFTEN

Zugang zur Wirklichkeit bekommt das Individuum über Repräsentationen, über verfügbare Konzepte, die es vermerkt bekommt und die es verändern kann – auch in Prozessen der Kategorisierung, womit es weniger «um reine Wirklichkeit denn um ihre sehr wirklichen Ergebnisse» gehe, d.h. um Dynamiken und Artikulationen zwischen Wissen und Macht (vgl. Fassin 2014: 102). Damit wird die strukturierende Kraft der Kategorien sowohl für «das soziale Feld» (Budde 2013: 254, nach Walgenbach 2017: 83) relevant wie auch für die individuellen sozialen Praxen, die die Verortung des Subjektes in der Sprech- und Handlungsgemeinschaft im «Schnittfeld von Identitätskonstruktionen, sozialen Strukturen und symbolischer Repräsentation» (Winker/Degele 2009: 63f, nach Walgenbach 2017: 79) ermöglichen.

Ausgehend vom empirischen Handeln und Sprechen von Personen fragen wir nach den Identitäten, die sie herstellen sowie Strukturen und Normen, auf die sie rekurrieren. Wir beginnen also mit der Perspektive der AkteurInnen. Methodisch heisst das, bei Praxen anzufangen und dann zu relationieren: Auf welche Kategorien beziehen sich die AkteurInnen bei ihren Subjektivierungsprozessen? Welche Normen, Leitbilder und Deutungsmuster sind bei ihnen (unbewusst) wirksam? In welche strukturellen Zusammenhänge ist ihr Handeln eingebettet? Mit solchen Fragen gilt es, die drei Untersuchungsebenen<sup>20</sup> zueinander in Beziehung zu setzen und dabei die Wechselwirkungen verschiedener Differenzkategorien nicht aus den Augen zu verlieren. (Winker/Degele 2009: 67, nach Walgenbach 2017: 79)

In diesem Verortungsprozess seien die Positionen der «Nicht-dazu-Passenden», «Macht Habenden», «Liebenden» oder «Geliebten» auszumachen, die von den Individuen intentional eingenommen oder auf die sie gesetzt würden; eine «rückwirkende Naturalisierung» stelle sich dann ein, wenn die Position verwechselt werde mit der Sache selbst und daraus Rückschlüsse auf die Qualität dieser Sache gezogen würden (vgl. Rendtorff 2012: 5)<sup>21</sup>.

---

<sup>20</sup> Siehe dazu Abschnitt 1.4.

<sup>21</sup> Zum Beispiel seien die gesellschaftlichen Geschlechterordnungen nicht ein Hinweis auf eine Unterschiedemachende Wirkung von Geschlecht selbst, sondern allein auf die dem Geschlecht zugeschriebene Bedeutung: Natürliche Gegebenheiten seien zwar Thema unseres Handelns, aber nicht dessen Ursache, «ebenso-

#### 5.4. SELBST- UND FREMDZUSCHREIBUNGEN

Bei [einem] selbstbestimmten Entwurf spielen die Wahrnehmungen und auch Beschreibungen der anderen Personen derselben (oder auch fremder) Sprech- und Handlungsgemeinschaft(en) immer schon eine konstitutive Rolle. Das Subjekt bildet sein eigenes Selbstverständnis nur im Austausch und auch in Abgrenzung von der Wahrnehmung und den Zuschreibungen anderer Interaktionspartner aus. Im erfolgreichen Fall lässt sich diese Interaktion als Anerkennung beschreiben und das Subjekt gelangt mittels symmetrischer Kommunikation zu einer integren Form der angenommenen Identität. (Emcke 2000: 219)

Der Austausch, die Kommunikation verschiedener Subjekte über die Wahrnehmung von verschiedenen Identitäten, dient nicht zuletzt dazu, «das Eigene zu stabilisieren, in dem das Nicht-Eigene als anders oder auch als variant bezeichnet» (vgl. Baltes-Löhr 2014a: 20) wird. Mit der beschriebenen Prozesshaftigkeit der Identitäten, also des Eigenen, sind folglich auch – zugeschriebene oder selbst angeeignete – Zugehörigkeiten und Nicht-Zugehörigkeiten dynamisch. «Erst das Verhältnis von Selbst- zu Fremdwahrnehmung nämlich kennzeichnet die *condition humaine*, in der jede einzelne Person in dialogischen Beziehungen zu anderen eingebettet, aber diesen eben auch ausgeliefert ist.» (Emcke 2000: 21f.) Der Anerkennungsprozess ist deshalb wechselseitig, weil einerseits das Subjekt durch die Übernahme der Erwartungen die Gemeinschaft anerkennt und andererseits diese das Subjekt zugleich und deswegen als Unvertretbares und Einzigartiges anerkennt (vgl. ebd.: 211). Ihre Wirkungsmacht demonstrieren willkürliche Zuschreibungen dann, wenn die Selbst- von der Fremdbeschreibung stark abweicht und so Verletzungen der Integrität von Subjekten herbeigeführt werden (vgl. ebd.: 15f.).

#### 5.5. SOZIALE UNGLEICHHEIT UND MISSACHTUNG

«To exist is to be called into being in relation to an otherness.» (Bhabba 1994: 44, nach Emcke 2000: 230) Dabei sucht das Subjekt nach Anerkennung.

Wenn wir nicht anerkannt werden können, wenn es keine Normen der Anerkennung gibt, durch die wir anerkannt werden können, dann ist es nicht möglich, im eigentlichen Sein zu beharren und wir sind keine möglichen Wesen: wir sind von der Möglichkeit ausgeschlossen. (Butler 2009: 57, nach Balzer/Ludewig 2012: 116)

Das Subjekt begehre nicht nur, im eigenen Sein zu beharren, sondern auch, in einer Welt der Repräsentationen zu leben, die die Möglichkeit dieses Beharens reflektierten, und letzt-

---

wenig wie Marmor die Ursache einer Skulptur oder eines Bankgebäudes ist» (Nagl-Docekal 2001, 239, nach Rendtorff 2012: 5f.).

lich in einer Welt zu leben, in der es sowohl den Wert des Lebens anderer als auch seines eigenen Lebens reflektiere (vgl. Butler 2009: 372, nach Balzer/Ludewig 2012: 116). Anerkennung wird dabei immer in einem normativen Kontext vollzogen (Baltes-Löhr 2014b: 350), zeigt sich in variierenden Formen und kann nicht als einmaliger Akt, sondern vielmehr als unabgeschlossenes Projekt beschrieben werden, bei dem das Verhältnis zu Anderen genauso wichtig ist wie das Verhältnis zu sich selbst: «[In den Anerkennungsprozessen] manifestiert und korrigiert sich unser Verständnis von unseren moralisch-politischen Standards, von Gleichheit und Differenz, in ihnen verständigen wir uns nicht nur über die Abweichungen von der Norm, sondern über die Normen selbst.» (Emcke 2000: 21) Andersartigkeiten können dabei die Funktion des «gemeinsamen konstituierten Nenners» (Zobel 2014: 232) übernehmen und zu einer exkludierten – sprachlich unter «anders» subsumierten – Schnittmenge führen. Eine unabhängige Betrachtung von entweder Subjekt oder Objekt ist dabei unmöglich, weil das Innen das Aussen und das Aussen das Innen konstituiert (vgl. Sekuler 2014: 385).

In der Interaktion und Kommunikation mit anderen kann sich das Subjekt in der Welt verorten. Wenn es dabei permanent mit belastenden, kränkenden, missachtenden oder verletzenden Zuschreibungen konfrontiert wird, verschiebt sich die soziale Position (vgl. Emcke 2016a: 142). Diese kann folglich als Ausgangspunkt sozialer Ungleichheit verstanden werden (vgl. Walgenbach 2017: 66), die nicht lediglich den Zugang zu allgemein verfügbaren Gütern meint, sondern auch zu sozialen Positionen, die «mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet» (Kreckel 1992: 17, nach Walgenbach 2017: 66) sind. Soziale Ungleichheiten werden damit zu «gesellschaftlichen Platzanweisern» (Walgenbach 2017: 66).

Gesellschaftliche Ordnungen haben mit ihren Differenzierungen und Gewichtungen die Aufgabe einer gewissen Beruhigung der immer spannungsreichen Ungleichheiten der Individuen, sie setzen «heroisch Gewissheit, wo Ungewissheit herrscht». (Douglas 1991: 167; Rendtorff 2012: 3)

Zentral scheinen Faktoren der Kategorisierungen *race-class-gender* systematisch (und nicht individuell-zufällig) die Position eines Individuums zu bestimmen und damit seine Marginalisierung bzw. Anerkennung und seine Handlungsspielräume (vgl. Rendtorff 2012: 3). Dabei sind die Kriterien in qualitativer Hinsicht irrelevant, weil sie willkürlich sind (vgl. Emcke 2000:

296f.)<sup>22</sup>. Doch es sind ebendiese irrelevanten Merkmale, die Subjekte zur Teilnahme zulassen, ihnen damit Glaubwürdigkeit zuschreiben und gleichzeitig soziale Anerkennung zukommen lassen (vgl. ebd.: 297) – und sie im nicht akzeptierenden oder missachtenden Fall von einer Sprech- und Handlungsgemeinschaft ausschliessen und damit negieren (vgl. ebd.: 329): «Was durch solche Akte beschädigt wird, ist das Gefühl, innerhalb einer konkreten Gemeinschaft von sozialer Bedeutung zu sein.» (Honneth 1988: 34, nach Emcke 2000: 274) Solche Formen sozialer Ausgrenzung, diese «Instrumente der Exklusion» (Zobel 2016: 123) führen zu einer «verletzenden Fremdkonstruktion der Identität» und behaupten, dass «die gesamte Identität 'unwirklich'» (Emcke 2000: 228f.) ist. Konturen werden abgeschliffen und Subjekte unkenntlich gemacht, es bleiben «unscharfe Kollektive» (Emcke 2016a: 12). Überindividuelle Positionen von Sprech- und Handlungsgemeinschaften und ihren Mitgliedern werden möglich: «Es ist so leicht, den Schmerz des Anderen zu übersehen, dass wir sogar fähig sind, ihm diesen Schmerz zuzufügen oder ihn zu verstärken, ohne dass uns dies berührte.» (Scarry 1993: o.S., nach Emcke 2016a: 91). Im Extrem führt das dazu, dass Subjekte «als 'falsch' wahrgenommen und damit zu Schutzlosen deklariert» (ebd.: 113) werden.

Wenn die Reaktion der sozialen Welt nicht den Erwartungen des Subjektes entspricht, kann aus einer «zufälligen Unannehmlichkeit systematische Kränkung» (ebd.: 98) werden und die «Spirale von Selbstentwertung, psychosomatischen Beschwerden und sozialem Ausschluss» (Schneider 2014: 197) dreht ihre Runden. Existenziellste Form der Missachtung sei dabei «nicht gesehen, nicht erkannt zu werden, unsichtbar zu sein für andere» (vgl. Emcke 2016a: 24) – das Subjekt wird in seinem freien Identitätsentwurf ge- und behindert (vgl. Emcke 2000: 243).

Es handelt sich eben nicht allein um Verletzungen, die eine Respektlosigkeit gegenüber Praktiken und Überzeugungen darstellen, die von dem Angehörigen selbst als Ausdruck einer selbstidentifizierten, wechselseitig anerkannten kollektiven Identität oder kulturellen Lebensform verstanden werden. Vielmehr wird die Erfahrung mit der stigmatisierenden Verletzung und Demütigung einer externen Fremdbeschreibung selbst zum Kern der eigenen, ungewollten Identität. (Emcke 2000: 301)

---

<sup>22</sup> Als Beispiel dient die «One-drop-rule»: Eine Person gilt als «schwarz», wenn nur eine der Ahn\*innen schwarz ist – unabhängig der sichtbaren Hautfarbe. Umgekehrt reicht es nicht aus, eine «weisse» Ahn\*in präsentieren zu können, um als «weiss» zu gelten. Das Merkmal «Hautfarbe» mag zwar objektiv überprüfbar sein, die Klassifikation korrespondiert jedoch nicht damit (vgl. Emcke 2000: 296, Fussnote 585). Mit der «One-drop-rule» verdeutlicht sich zudem das Paradigma der interdependenten Kategorien und seines Anspruchs, Herrschaftsverhältnisse zu thematisieren: Rassistische Verhaltensweisen, Ansichten und Praxen beziehen sich inkonsequent auf die Genetik als vermeintlich «natürliche» Ordnung – inkonsequent deshalb, weil die «One-drop-rule» überhaupt nur in dieser Machtkonstellation «weisser Dominanz» funktionieren kann.



Eine besondere Form der Missachtung zeigt sich zusätzlich darin, als Angehörige\*r einer kollektivierte Identität identifiziert zu werden, ohne dass im Selbstverständnis das Merkmal als relevant identifiziert wird oder wenn diese Zugehörigkeit gar dem eigenen voluntativen Selbstverständnis widerspricht (vgl. ebd.: 300).

#### 5.6. DIFFERENZIERUNG UND ANERKENNUNG

Homogenität einer Gruppe kann im Prinzip nicht verifiziert werden, weil jegliche Kategorisierung die Wirklichkeit reduziert abbildet und weil moderne Gesellschaften den Zustand des kulturellen Pluralismus und die «Aufspaltung in einzelne Wertsphären» (Benhabib 1992: 75, nach Emcke 2000: 285) fördern. Anstatt also ausgrenzend zu kategorisieren, könnte das «reasonable disagreement» (Rawls 1993: 55, nach Emcke 2000: 285) etabliert werden.

Darunter sind Meinungsverschiedenheiten oder Widersprüche zu verstehen, die durch sowie zwischen ethischen Überzeugungen und Weltanschauungen, durch und zwischen Werten und Anschauungen entstehen, die eine begrenzte Gruppe von Personen oder Gruppen vernünftigerweise vertreten kann/können und die gleichwohl miteinander inkompatibel sind. (Emcke 2000: 285f.)

Dabei ergibt sich vor allem Kooperationsbedarf, damit Individuen oder kollektiv(ier)te Identitäten ihren «Praktiken und Überzeugungen 'mit guten Gründen' nachgehen können» (ebd.: 286), zum Beispiel indem sie zu Wort kommen und damit aus der «auferlegten passiven Zuschauerrolle» herauskommen und eine «eigene, selbstbestimmte Zugehörigkeit» erarbeiten können (ebd.: 339). Es geht um das Recht auf gleiche Achtung und Rücksichtnahme durch Differenzierung (vgl. ebd.: 320) und die kontinuierliche Reflexion eigener Ausschlussmechanismen und Privilegien (vgl. Dietze et al. 2012b: 199).

Auf der einen Seite bedeutet Toleranz Freiheit von der Herrschaft dogmatischer Autorität; auf der anderen fördert sie eine Haltung der Neutralität gegenüber einem jeden geistigen Inhalt, der so dem Relativismus überantwortet wird. (Horkheimer 1991: 40)

Also ist es mit Toleranz nicht getan. «To be tolerated is, after all, to be the object of attitudes of disapproval or contempt», meinen Fotion und Elfstrom (1992: 129, nach Emcke 2000: 304). Es braucht Anerkennung, dieses «konstitutive Moment der intersubjektiven Verhältnisse» (Wingert 1993: 179, nach Emcke 2000: 271), das mehr ist als «ein Gut, das mehr oder minder gerecht verteilt werden kann» (Emcke 2000: 331).

Anerkennung läuft jedoch Gefahr, kollektivierte Identitäten zu fixieren und mit einer «anerkannten Identität» zu stabilisieren, zu re-essentialisieren und zu normalisieren (vgl. ebd.: 268 und 293). Ein Konzept von Anerkennung, das eine gleichwertige aber nicht gleichartige Behandlung kollektiver Identitäten postuliert (vgl. ebd.: 268) und zugleich Miss-

achtungs- und Ausgrenzungsmechanismen berücksichtigt und benennt, kann dem entgegenwirken.

Wir fokussieren normative Ansprüche im Rahmen einer Theorie der Anerkennung, die auf einer politischen Moral und dem Anspruch auf gleiche Achtung und gleiche Rücksichtnahme gründet. Die wechselseitig geschuldete Achtung bezieht sich auf die Autonomie der einzelnen Personen, die ihr Leben selbstbestimmt leben wollen. Weil aber Autonomie die Voraussetzung eines selbstbestimmten Lebens ist, leuchtet es auch ein, warum das Selbstwertgefühl oder die Selbstachtung an Autonomie gekoppelt wird. Als reflexive Person, die sich selbst bestimmt entwirft und sich auf sich selbst bezieht, muss sie sich in ihrem Verhalten bejahen könne. Wird unsere Autonomie nicht respektiert von anderen, werden wir auch in unserer Fähigkeit zur Selbstachtung beschränkt. (Emcke 2000: 269)

Anerkennung appelliert an die Toleranz; dadurch erhalten sich die Individuen das Recht, «füreinander Fremde zu bleiben» (Habermas 1992: 374, nach Emcke 2000: 294). So verstanden führt das anerkennende Verhältnis zu immer wieder neuem responsivem Verhalten, das das soziale Gefüge am Leben erhält. Die Identität des Gegenübers anzuerkennen reicht indes nicht aus. Ohne die Anerkennung von (vorgängiger) Missachtung und Ausgrenzung kann sich das Individuum nicht aus diesen verletzenden, identitätskonstituierenden Geschichten lösen: «By identifying someone's suffering as an indictment of the social context rather than treating it as a private experience that should be forgotten, [one] can help an individual survivor make space for new experiences.» (Minow 1998: 72, nach Emcke 2000: 329). Kulturelle kollektive – und damit auch subjektive – Identitäten lassen sich auch danach beurteilen, wie sie mit Anderen und deren Geschichte umgehen. Im reflexiven und gelingenden Fall verändert sich das Verhältnis zum Anderen und damit auch zu sich selbst dynamisch – und lässt wirkmächtige Normen erkennen.

## 5.7. REKAPITULATION V

Auch wenn sich das Individuum selbst definieren kann, so kommt es nicht ohne seine Sprech- und Handlungsgemeinschaft(en) aus, um ein gutes Leben zu führen. Im besten Fall wird das Subjekt von seinem Umfeld in seinem Selbstverständnis und seinen Eigenheiten anerkannt. Im weniger guten Fall wird es kollektiviert in einer Gruppe, der es sich selbst nicht – oder nicht primär – zugehörig fühlt. Fremduordnungen dieser Art missachten subjektive Bedürfnisse und be- oder verhindern so eine gelingende Identitätsbildung und damit eine selbstbestimmte Identität überhaupt.

## Résumé und Schlussfolgerungen

Die meisten Menschen sind ihm wohl – mehr oder weniger bewusst – ergeben: Einem wirkmächtigen Geschlechterbild, das mit der Macht kultureller Selbstverständlichkeit das Fühlen, Denken, Handeln und Sprechen bestimmt. Folgende zentrale Annahmen dominieren dieses binäre Geschlechtermodell:

1. Es gibt zwei Geschlechter.
  2. Jeder Mensch hat nur ein Geschlecht.
  3. Sexuell und platonisch wird jeweils das Gegengeschlecht begehrt.
  4. Das Geschlecht ist unveränderbar und man hat zeitlebens dasselbe.
  5. Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität stimmen überein.
  6. Geschlechtswechsel ist nur vorübergehend (z.B. für Fasnacht oder Dragshows) akzeptabel.
- (in Anlehnung an Garfinkel 1967: o.S., nach Schmidt 2014: 109)

Mit diesen Postulaten werden viele Tatsachen ausgeschlossen: dass das biologische Geschlecht sehr viel mehr Variationen bietet als die Chromosomensätze XX und XY und diese darüber hinaus nicht bestimmend sind für die körperlichen Geschlechtsausprägungen, wie gemeinhin angenommen wird; dass das zugewiesene Geschlecht nicht zwingend mit der Geschlechtsidentität übereinstimmt; dass Geschlecht immer mit sozialen Erwartungen verbunden und (auch) deshalb konstruiert ist und wird; dass vieles viel unklarer ist als vermutet; und last, not least: dass Geschlecht sehr viel mehr ist als die körperliche Beschaffenheit, nämlich zusätzlich über psychische, soziale und begehrlche Dimensionen verfügt, die sich interdependent bedingen wie konstituieren.

Dieser Arbeit liegt die Leitfrage zugrunde, wie sich geschlechtliche Fremdzuschreibungen und (pejorative) Kollektivierungen auf geschlechtsnonkonforme Individuen auswirken. Das Kapitel zu Intersektionalität bzw. zu interdependenten Kategorien hat verdeutlicht, dass nicht Kategorien alleine das soziale Dasein bestimmen, sondern vielmehr Kategorisierungen, die Prozesse bei der (Dominant-)Setzung von Merkmalen also. Der Ausflug in die Literatur zu Heteronormativität und Geschlechtervielfalt und die Darstellung eines multidimensionalen Geschlechterverständnisses haben gezeigt, dass auch die Subkategorisierungen von Geschlecht in soziale, begehrlche, psychische und physische Dimensionen interdependent aufeinander wirken und sich gegenseitig bedingen und konstituieren. In der Folge wurde dargelegt, wie Kategorien und Kategorisierungen zustande kommen und hierarchisch,

sprachlich und dynamisch ihre Wirkmacht entfalten können in Sprech- und Handlungsgemeinschaften, die intentional oder durch Fremdzuschreibungen gebildet werden. Durch Aufzeigen der Prozesse zwischen individuellen und kollektiv(iert)en Identitäten wurde schliesslich verdeutlicht, dass Kategorisierungen sowohl intra- wie intersubjektiv wirken.

Um nun die Leitfrage zu beantworten: Geschlechtliche Fremdzuschreibungen und (pejorative) Kollektivierungen wirken mächtig und allgegenwärtig – und im schlimmsten Fall schliessen sie das geschlechtsnonkonforme Individuum aus, missachten und/oder diskriminieren es und/oder hindern es an einer gelingenden Identitätsbildung.

Kategorisierungen helfen zu ordnen und zu verstehen. Doch sie können auch dafür genutzt werden, auszuschliessen und Exklusivitäten zu schaffen – das wurde in Kapitel 3 ausführlich dargelegt. Es geht nicht darum, die Kategorien abzuschaffen, denn sie bieten Orientierung. Es geht auch nicht darum, die Kategorien in Kleinstteile zu zerstückeln – Gleichmacherei ist uninteressant und Beliebigkeit fahrlässig, weil dadurch der Fokus auf das Individuum oder das Kollektiv fällt, die Prozesse dazwischen jedoch aus dem Blickfeld entschwinden. Wo es doch diese Dynamiken sind, die (mehr oder weniger hegemonial, mehr oder weniger ein- und ausschliessend) die Interaktionen zwischen Subjekt und Handlungs- und Sprechgemeinschaft prägen und gestalten. Das «generische Maskulinum» als (Nicht-)Benennungspraxis beispielsweise, das «mitmeint», ist alles andere als neutral; es zementiert vielmehr die cis-männliche Herrschaft. Denn einerseits blendet es andere Realitäten wie Transidentitäten, Intergeschlechtlichkeiten und Frauen etc. aus. Andererseits klammert es – historische wie aktuelle – politische Prozesse aus, die ihm erst zu seinem alleinigen Dasein – warum kein generisches Femininum oder Neutrum? – verholfen haben.

Um Diskriminierungsstrukturen zu verstehen, müssen die einzelnen Aspekte von Dynamiken und Kategorisierungen analysiert werden. Wie in Kapitel 1 ausgeführt, ist dabei problematisch, dass die Kategorien durch Hierarchisierung wirkmächtig benutzt werden und zeitgleich natürlich wirken, obgleich sie über Macht produziert wurden. Jede Kategorie und jede Kategorisierung kann damit zu Missachtung oder Diskriminierung führen. Anders gesagt: Kategorien sollen zugleich ausdifferenziert und Kategorisierungen gleichzeitig generell untersucht werden. Diese universelle Betrachtungsweise wiederum geht davon aus, dass es vorgängig getrennte Strukturkategorien, Macht- und Diskriminierungsverhältnisse gibt. Das kann erneut zu prototypisierenden Effekten führen, die gewisse soziale Gruppen mehr oder weniger explizit zur Norm ernennen und andere nicht. Konkreter formuliert: Durch das Mitbenennen der Frauen beispielsweise mit dem Binnen-I wird das binäre, heteronormative

Geschlechtermodell implizit gestärkt und fallen alle Subjekte, die diesem nicht entsprechen können oder wollen, ausser Betracht<sup>23</sup>. Die Ausdifferenzierung von Geschlecht in «psychisch, physisch, sozial, begehrllich» wirkt dem zwar entgegen, schafft jedoch neue Ausgrenzungsmöglichkeiten, die womöglich weitere, bis anhin nicht bedachte Dimensionen betrifft – die Ausdifferenzierung gilt daher als vorläufig.

Mit einer präzisen, umfassenden Dekonstruktion von Kategorisierungen und mit dem Offenlegen, dass «die Kategorisierung immer wieder das ist, was uns begrenzt, aber auch, dass wir nicht ohne Kategorisierung einfach sprechen, leben oder handeln können» (AK ForschungsHandeln 2015: 12) kann dem begegnet werden. Es braucht das Bewusstsein, dass Kategorien immer in einem historischen und politischen Raum zu verorten sind, dass sie sich in das Bewusstsein eingeschrieben haben und dadurch wesentlich daran beteiligt sind, soziale Wahrnehmungen zu produzieren und zu reproduzieren.

Wie in Kapitel 2 gezeigt, sind soziale Faktoren wesentlicher Bestandteil der Geschlechterkonstruktion. Auch wenn Geschlechtervariabilität als gegeben angenommen wird, so ist doch oft das vermeintlich eindeutige biologische Geschlecht Ausgangspunkt für wechselnde Geschlechtsidentitäten oder -varianzen – obgleich gesichert ist, dass *Frauen* und *Männer* keine homogene Geschlechtergruppen sind, sondern die Unterschiede zwischen *Frauen* und die Unterschiede zwischen *Männern* ebenso manifest sind wie die Unterschiede zwischen verschiedenen Formen des Geschlechts in all seinen Dimensionen.

Sowohl die Vielfalt wie die Verschiedenheit von Geschlecht kann als völlig «normal» bezeichnet werden – in allen vier Dimensionen, wie in Kapitel 2 gezeigt wurde. Den vielfältigen Spielarten kann gerecht werden, wer keinem bestimmten Geschlecht in Bezug auf ein anderes den Vorrang gibt, wer keine Kategorie den andern gegenüber als überlegen betrachtet und wer zulässt, dass das Individuum alleine über seine Geschlechtsidentität bestimmt. Entscheidend sind weder Körper noch Rollen noch Erwartungen – entscheidend ist allein das individuelle Selbstverständnis; allfällige daraus sich ergebende Veränderungswünsche sind bedingungslos anzuerkennen. Konzentrierte sich der Fokus auf eine vielfältige Geschlechterkultur und würde die Individualität jedes Menschen jenseits einer dualen Geschlechterordnung respektiert und gefördert, nähmen Ausschluss und deutlich ab.

---

<sup>23</sup> Das ist ein mögliches Verständnis, das zu Beginn seines Aufkommens in den frühen 1980er-Jahren so nicht gedacht war: Auch das Binnen-I sollte – so betonten damals feministische Kreise – das Geschlechterkontinuum verdeutlichen.

Ein reflektiertes Verständnis von Geschlecht bietet abseits von Klischees individuelle Entwicklungsmöglichkeiten an und benennt faktisch nicht vorhandene Differenzen ebenso wie tatsächlich vorhandene. Damit ist es auch sensibel und aufmerksam gegenüber tatsächlich existierenden Geschlechterverhältnissen und den damit einhergehenden ignorierenden bis diskriminierenden Verhältnissen – wenn auch jenseits der Pole Mann/Frau, da Geschlecht eben umfassend verstanden wird. So werden nicht Unterschiede untersucht, sondern die Prozesse der Differenzierung. Der Blick auf Minoritäten in den sozialen, psychischen, physischen und begehlichen Dimensionen ermöglicht – wenn er denn mit einem interdependenten Verständnis von Geschlecht und Gesellschaft erfolgt – ein vertieftes Verständnis von Normierungsmechanismen in Geschlechter- und Sexualitätsfragen und damit in soziale Begebenheiten insgesamt. Nochmal: Geschlechtszuschreibungen und -kategorisierungen sind weder natürlich vorgegeben, noch unpolitisch, noch ahistorisch. Im Gegenteil kann Geschlecht als sozial determiniert verstanden werden, und es stellt sich die Frage: Wie sähe eine Welt ohne die Kategorisierung Geschlecht aus? Oder etwas entschärfter: Was, wenn Geschlecht weniger bedeutsam wäre? Mit einer Entdramatisierung von Geschlecht würde eine bewusste, intentionale Aneignung von Geschlecht möglich und Geschlecht wäre subjektives Erleben von Körperlichkeit und Sozialität statt fremdgeschriebenes Rollenmuster.

«What people can do depends on what concepts they have available» (Appiah 1996: 78, nach Emcke 2000: 234) – Konzepte, die sprachlich wieder- und weitergegeben werden, die mehr oder weniger variabilitätsfreundlich sind, mehr oder weniger tolerant, mehr oder weniger differenziert. Wer Geschlecht nur bipolar kennen lernt und niemals hört, dass Geschlechtsidentität, -ausdruck, Körperlichkeit und Begehren keine starren Größen sind sondern vielmehr dynamisch, wird sich im multidimensionalen Geschlechterraum nur schwer orientieren können. Für cis-geschlechtliche Menschen dürfte es schwierig sein, weil sie die Spielarten nicht verstehen, nicht nachvollziehen, nicht nachfühlen können; für Personen, die nicht den cis-geschlechtlichen Normen entsprechen, dürfte es schwierig sein, weil sie keine Begriffe für ihr Selbstverständnis kennen lernen. Dabei könnte eine neu entdeckte, für sich passende Benennung ein wichtiger Meilenstein für die eigene neue Identifikation sein. Sprachlich kann ein Möglichkeitsraum geschaffen werden, der dem Individuum Platz gibt – sofern die Interaktions- und Kommunikationsverhältnisse nicht hierarchisch sondern symmetrisch sind.

Die Benennung und damit auch Betonung von Ungleichheits- und Ungerechtigkeitsverhältnissen zwischen den Geschlechtern jedwelcher Couleur und Variabilität mag bewirken, dass

sich die Grenzen verschärfen, wo sie doch auf Dauer abgeschafft werden sollten, und dass das Individuum sich selbst definiert – ohne Wenn und Aber und ohne kollektiviert zu werden. Doch ohne die Benennung von hegemonialen Machtstrukturen, ohne das Verdeutlichen wirkmächtiger Kategorienherstellung und Kollektivierungsmechanismen kann nicht aufgezeigt werden, wie diese abgeschafft werden können und Chancengleichheit hergestellt werden kann. Es geht nicht um eine Welt ohne Orientierung bietende Kategorien und ohne Identitäten mitprägendes Geschlecht – auch wenn das Ideal ist, dass Geschlecht nicht mehr als relevante Kategorie für Fremdzuschreibung dient. Vielmehr geht es um eine Welt, die Normen erkennt und über Bord wirft und das Individuum akzeptiert, wie es sein will; um eine Welt, die Geschlecht als dynamische, konstruierte und alles andere als natürliche Grösse und Kategorie versteht; um eine Welt, die Geschlecht weder mit Diskriminierung noch Repression noch Zwang noch Ausschluss belegt; um eine Welt, die Geschlecht in all seinen Dimensionen offen und lustvoll begegnet; und um eine Welt schliesslich, die mindestens so viele (Geschlechts-)Identitäten anerkennt, wie es Menschen gibt.

## 6. Quellenverzeichnis

### 6.1. LITERATUR

- Adamietz, Laura (2011): *Geschlecht als Erwartung*. Nomos Verlag, Baden-Baden.
- AK ForschungsHandeln (2015): *Interdependenzen dialogisch verhandeln. Eine Einleitung*. In: AK ForschungsHandeln (Hrsg.): *Interdependenzen! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten?* w\_orten & meer GmbH, Berlin. S. 8–22.
- Anderson, Benedict (1991): *Imagined Communities*. verso, London.
- Ansara, Y. Gabriel; Hegarty, Peter (2011): *Cisgenderism in psychology. Pathologising and misgendering children from 1999 to 2008*. In: *Psychology & Sexuality* 3, 2. S. 137–160.
- Appiah, K. Anthony (1996): *Race, Culture, Identity: Misunderstood Connections*. In: Appiah K. Anthony; Gutman, Amy (Hrsg.): *Color Conscious. The Political Morality of Race*. University Press, Princeton, S. 30–105.
- Arendt, Hannah (1958): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Piper, München.
- Baltes-Löhr, Christel (2014a): *Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung*. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*. transcript Verlag, Bielefeld. S. 17–40.
- Baltes-Löhr, Christel (2014b): *Erzieherische Angebote. Von binären zu geschlechterpluralen Ansätzen*. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*. transcript Verlag, Bielefeld. S. 339–368.
- Balzer, Nicole; Ludewig, Katharina (2012): *Quellen des Subjekts. Judith Butlers Umdeutungen von Handlungsfähigkeit und Widerstand*. In: Ricken, Norbert; Balzer, Nicole (Hrsg.): *Judith Butler: Pädagogische Lektüren*. Springer Fachmedien, Wiesbaden. S. 95–124.
- Benhabib, Seyla (1992): *Situating the Self. Gender, Community, and Postmodernism in Contemporary Ethics*. Routledge, New York/London.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. Routledge Chapman Hall, London/New York.
- Bourdieu, Pierre (1977): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Leçon sur la leçon*. Minuit, Paris.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.



- Budde, Jürgen (2013): Intersektionalität als Herausforderung für eine erziehungswissenschaftliche soziale Ungleichheitsforschung. In: Siebholz, Susanne; Schneider, Edina; Busse, Susann; Sandring, Sabine; Schippling, Anne (Hrsg.): Prozesse sozialer Ungleichheit. Bildung und Diskurs. Wiesbaden. S. 245–257.
- Butler, Judith (1990): Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity. Routledge, New York/London.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (1997): Excitable Speech. A Politics of the Performative. Routledge, New York/London.
- Butler, Judith (1999, zuerst 1990): Gender Trouble. Routledge, New York/London.
- Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Charlebois, Janik Bastien (2014): Menschliche Vielfalt – zum Leidwesen der Normen. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 41–46.
- Coates, Ta-Nehisi (2016): Zwischen mir und der Welt. Hanser, Berlin.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 139. S. 139–167.
- Dackweiler, Regina-Maria (2001): Konturen einer feministischen Re-Definition von Staatsbürgerschaft als Konzept zur Analyse von Frauenbewegungen weltweit. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 19 (1+2). S. 173–187.
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2008): Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse. In: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 19–35.
- Deplus, Sylvie (2014): Das Geschlecht des Wissens – Sexuierte Anatomie. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 135–147.
- Deppermann, Arnulf (2002): Von der Kognition zur verbalen Interaktion: Bedeutungskonstitution im Kontext aus Sicht der Kognitionswissenschaften und der Gesprächsforschung. In: Deppermann, Arnulf; Spranz-Fogasy, Thomas (Hrsg.): Wie Bedeutung im Gespräch entsteht. Stauffenburg, Tübingen. S. 11–33.

- Diamond, Mickey; Richter-Appelt, Hertha (2008): Das wichtigste Sexualorgan sitzt zwischen den Ohren. In: Zeitschrift für Sexualforschung 21(4), S. 369–376.  
URL: [www.hawaii.edu/PCSS/biblio/articles/2005to2009/2008-sexualforsch.html](http://www.hawaii.edu/PCSS/biblio/articles/2005to2009/2008-sexualforsch.html)  
[aufgerufen 14.3.2018].
- Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin; Walgenbach, Katharina (2012a): Einleitung. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. 2. Auflage. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto. S. 65–105.
- Dietze, Gabriele; Yekani Haschemi Elahe; Michaelis, Beatrice (2012b): Checks and Balances. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. 2. Auflage. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto. S. 107–139.
- Douglas, Mary (1974): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Douglas, Mary (1991): Wie Institutionen denken. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Durkheim, Emile (1960, orig. 1912): Les formes élémentaires de la vie religieuse. PUF, Paris.
- Durkheim, Emile (1981, orig. 1912): Die elementaren Formen religiösen Lebens. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- El-Tayeb, Fatima (2003): Begrenzte Horizonte. Queer Identity in der Festung Europa. In: Steyerl, Hito; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Unrast Verlag, Münster. S. 129–145.
- Emcke, Carolin (2000): Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen. Campus Verlag, Frankfurt am Main. 2. Auflage.
- Emcke, Carolin (2016a): Gegen den Hass. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.
- Emcke, Carolin (2016b): Anfangen. Dankesrede zu Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2016.  
URL: <https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/Friedenspreis%202016%20Reden.pdf>  
[aufgerufen 1.5.2018].
- Engel, Antke; Schulz, Nina; et al. (2005): Queere Politik. Analysen, Kritik, Perspektiven. Kreuzweise queer: Eine Einleitung. In: femina politica 1, S. 9–23.

- Fassin, Eric (2014): Die Kunst, nicht so sehr kategorisiert zu werden. Eine Kritik des Wissens und der Macht des Geschlechts. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 87–103.
- Fischer, Ludwig (2004): Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg University Press, Hamburg.
- Fotion, Nick; Elfstrom, Gerart (1992): Toleration. University of Alabama Press, Tuscaloosa & London.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit, Bd. 1). Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Polity Press, Cambridge.
- Geulen, Dieter; Hurrelmann, Klaus (1980): Zur Programmatik einer umfassenden Sozialisationstheorie. In: Hurrelmann, Klaus; Bauer, Ullrich (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Beltz, Weinheim. S. 51–67.
- Gildemeister, Regine (2010): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchges. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden. S. 137–145.
- Groneberg, Michael (2014): Der Begriff menschlicher Geschlechtlichkeit in seiner epistemologischen und ethischen Relevanz. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 68–85.
- Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Haken, Hermann; Schiepek, Günter (2006). Synergetik in der Psychologie: Selbstorganisation verstehen und gestalten. Hogrefe, Göttingen.
- Hark, Sabine (2004): Queering oder Passing: Queer Theory – eine «normale» Disziplin? In: Frey Steffen, Therese; Rosenthal, Caroline; Väth, Anke (Hrsg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Königshausen & Neumann, Würzburg. S. 67–82.
- Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 2/18. S. 100–118.

- Honneth, Axel (1988): Kampf um Anerkennung. Zu Sartres Theorie der Intersubjektivität. In: König, Traugott (Hrsg.): Sartre – ein Kongress. Rowohlt, Reinbek. S. 73–83.
- Horkheimer, Max (1991): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. In: Schmidt, Alfred (Hrsg.): Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, Band 6: «Zur Kritik der instrumentellen Vernunft» und «Notizen 1949–1969». S. Fischer, Frankfurt am Main.
- Hornscheidt, Lann (2012): Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto. 2. Auflage. S. 65–105.
- Hornscheidt, Lann (2015): Aber wie soll ich das denn machen? Interdependenkennd forschen: methodologische und methodische Handlungsvorschläge. In: AK ForschungsHandeln (Hrsg.): InterdependenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten? w\_orten & meer GmbH, Berlin. S. 194–212.
- Humboldt, W. von (1959 [1795]): Ueber die männliche und weibliche Form. In: Schiller, Friedrich (Hrsg.): Die Horen Bd. 1: S.332–355 und Bd. 2: S.378–404. In: Raabe, Paul (Hrsg.): Fotomechanisch hergestellte Neuausgabe. Band 1/2. Hansebooks, Norderstedt.
- Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorien. Beltz Verlag, Weinheim und Basel.
- Jäger, Ulle; König, Tomke; Maihofer, Andrea (2015): Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie. In: Kahlert, Heike; Weinbach, Christine (Hrsg.): Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Springer Fachmedien, Wiesbaden. S. 15–35.
- Keller, Reiner (2004): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Springer Verlag, Wiesbaden.
- Kennedy, Natacha (2014): Gefangene der Lexika: Kulturelle Cis-Geschlechtlichkeit und Trans'Kinder In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 321–338.
- Kessler, Suzanne; McKenna, Wendy (1978): Gender. An Ethnomethodological Approach. The University of Chicago Press, New York.

- Klocke, Ulrich (2016): Einstellungen, Wissen und Verhalten gegenüber Trans\*- und geschlechtsnonkonformen Personen. In: Nass, Alexander; Rentzsch, Silvia; Rödenbeck, Johanna; Deinbeck, Monika (Hrsg.): Geschlechtliche Vielfalt (er)leben. Trans\*- und Intergeschlechtlichkeit in Kindheit, Adoleszenz und jungem Erwachsenenalter. Psychosozial-Verlag, Giessen. S. 41–56.
- Kossek, Brigitte (1996): Rassismen & Feminismen. In: Fuchs, Brigitte; Habinger, Gabriele (Hrsg.): Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Promedia, Wien. S. 11–22.
- Krappmann, Lothar (1993): Soziologische Dimension der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Krass, Andreas (Hrsg.) (2003): Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies). Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Kreckel, Reinhard (1992): Politische Soziologie der Ungleichheit. Campus Verlag, Frankfurt am Main.
- Krüger, Gesine (2016): Mir kommt es auf die Frage an, wie es gelingen kann, anzuerkennen, und auch in Worte zu fassen, dass es woanders tatsächlich anders sein kann. Zum 100. Geburtstag von Paul Parin. In: Wochenzeitung WOZ 38/2016, Zürich.
- Kruglanski, Arie W.; Webster, Donna M. (1996): Motivated closing of the mind: «Seizing» and «freezing». *Psychological Review* 103. S. 263–283.
- Küppers, Carolin (2014): Intersektionalität. In: Gender Glossar. URL: <http://gender-glossar.de> [aufgerufen 25.11.2016].
- Leiprecht, Rudolf; Lutz, Helma (2005): Intersektionalität im Klassenzimmer. Ethnizität, Klasse, Geschlecht. In: Leiprecht, Rudolf; Kerber, Anne (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Wochenschau, Schwalbach. S. 218–234.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. 1. Auflage, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Marmaridou, Sophia S. (2000): Pragmatic meaning and cognition. John Benjamins Publishing, Amsterdam/Philadelphia.
- Minow, Martha (1998): Between Vengeance and Forgiveness. Facing History after Genocide and Mass Violence. Beacon Press, Boston.
- Nagl-Docekal, Herta (2001): Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main.
- Nass, Alexander (2016): Wege von Kindern und jungen Erwachsenen, ihr Trans\*Sein zu kommunizieren. Unterschiede zwischen Trans\*Jungen und Trans\*Mädchen. In: Nass, Alexander; Rentzsch, Silvia; Rödenbeck, Johanna; Deinbeck, Monika (Hrsg.):

- Geschlechtliche Vielfalt (er)leben. Trans\*- und Intergeschlechtlichkeit in Kindheit, Adoleszenz und jungem Erwachsenenalter. Psychosozial-Verlag, Giessen. S. 11–39.
- Nassehi, Armin (1999): Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. In: Ders. (Hrsg.): Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Springer, Opladen. S. 179–201.
- Oevermann, Ulrich (2009): Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In: Becker-Lenz, Roland; Busse, Stefan; Ehlert, Gudrun; Müller, Silke (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 113–142.
- Penny, Laurie (2017): Bitch Doktrin. Nautilus, Hamburg.
- Podlech, Rebecca (2017): Subverting Established Views: oppose othering! In: Othering and Belonging. Expanding the Circle of Human Concern. Issue #2. University of California, Berkeley CA. S. 104–108.
- URL: [http://www.otheringandbelonging.org/wpcontent/uploads/2017/05/OtheringAndBelonging\\_Issue2.pdf](http://www.otheringandbelonging.org/wpcontent/uploads/2017/05/OtheringAndBelonging_Issue2.pdf) [aufgerufen 6.1.2018].
- Purtschert, Patricia; Meyer, Katrin (2010): Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität. In: Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. 1/28. S. 130–142.
- Rawls, John (1993): Political Liberalism. Columbia University Press, New York.
- Rendtorff, Barbara (2012): Warum Geschlecht doch etwas Besonderes ist.
- URL: [www.portal-intersektionalität.de](http://www.portal-intersektionalität.de) [aufgerufen 22.4.2018].
- Satzinger, Helga (2009): Differenz und Vererbung: Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890–1950. Böhlau Verlag, Köln.
- Scarry, Elaine (1993): Das schwierige Bild des Anders. In: Balke, Friedrich; Habermas, Rebekka; Nanz, Patrizia; Sillem, Peter (Hrsg.): Schwierige Fremdheit: Über Integration und Ausgrenzung in Einwanderungsländern. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main. S. 229–263.
- Schmidt, Gunter (2014): Das neue DER DIE DAS. Über die Modernisierung des Sexuellen. 4. Auflage. Psychosozial-Verlag, Giessen.
- Schneider, Erik (2014): Trans'Kinder zwischen Definitionsmacht und Selbstbestimmung. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 181–203.

- Seel, Martin (1993): Ethik und Lebensformen. In: Brumlik, Micha; Brunkhorst, Hauke (Hrsg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main. S. 244–260.
- Sekuler, Todd (2014): Optimismus, Glück und andere Grausamkeiten von einer Konferenz zu Geschlechternormen. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 384–397.
- Soiland, Tove (2012): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie.  
URL: [www.portal-intersektionalität.de](http://www.portal-intersektionalität.de) [aufgerufen 17.4.2018].
- Spobert, Helen (2009): Geschlechtergerechte Erziehung in der Grundschule. GRIN, Norderstedt.
- Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. edition Suhrkamp, Berlin.
- Tuider, Elisabeth; Müller, Mario; Timmermanns Stefan; Bruns-Bachmann, Petra; Koppermann, Carola (2012): Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit. 2. Auflage. Beltz Juventa, Weinheim & Basel.
- Villa, Paula-Irene (2010): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden. S. 146–157.
- Voss, Heinz-Jürgen (2014): Zur Geschlechterdetermination: Gene und DNA sagen eben nicht die Entwicklung eines Genitaltraktes voraus... In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 149–167.
- Walgenbach, Katharina (2007): Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. 2. Auflage. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto. S. 65–105.
- Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität – eine Einführung.  
URL: [www.portal-intersektionalität.de](http://www.portal-intersektionalität.de) [aufgerufen 25.10.2016].
- Walgenbach, Katharina (2017): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. 2. Auflage. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto.

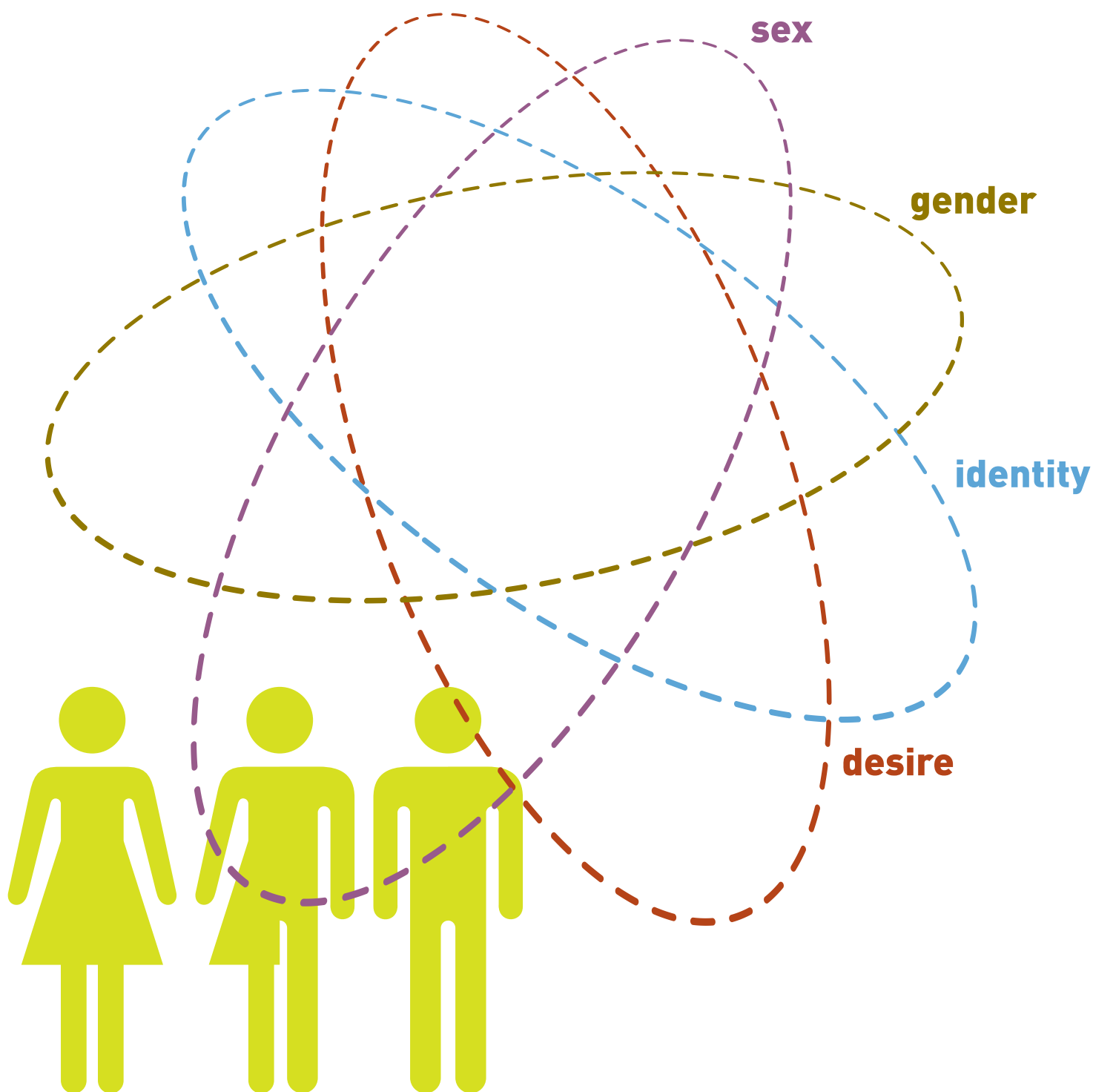
- Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Lann; Palm, Kerstin (Hrsg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. 2. Auflage. Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto.
- Wetterer, Angelika (2010): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden. S. 126–136.
- Wiesemann, Claudia; in Kooperation mit der Arbeitsgruppe Ethik im Netzwerk Intersexualität (2008): Ethische Grundsätze und Empfehlungen bei DSD, Besonderheiten der Geschlechtsentwicklung. In: Monatsschrift Kinderheilkunde 156. Springer Verlag, Wiesbaden. S. 241–245.
- Wingert, Lutz (1993): Gemeinsinn und Moral. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Winker, Gabriele; Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. transcript Verlag, Bielefeld.
- Woweries, Jörg (2014a): Wer ist krank? Wer entscheidet es? In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 105–123.
- Woweries, Jörg (2014b): Intersexualität – Medizinische Massnahmen auf dem Prüfstand. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 249–265.
- Zehnder, Kathrin; Streuli, Jürg C. (2012): Kampf der Diskurse? Unverständnis und Dialog. In: Schweizer, Katinka; Richter-Appelt, Hertha (Hrsg.): Intersexualität kontrovers. Grundlagen, Erfahrungen, Positionen. Psychosozial-Verlag, Giessen. S. 395–413.
- Zirfas, Jörg (2001): Identitäten und Dekonstruktionen. Pädagogische Überlegungen im Anschluss an Jacques Derrida. In: Fritzsche, Bettina; Hartmann, Jutta; Schmidt, Andrea; Tervooren, Anja (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Springer Fachmedien, Wiesbaden. S. 49–64.
- Zobel, Simon (2014): Intergeschlechtlichkeiten – eigene Realitäten, eigene Normen. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. transcript Verlag, Bielefeld. S. 227–247.
- Zobel, Simon (2016): Körpergeschlechtliche Vielfalt im Praxistest. In: Nass, Alexander; Rentzsch, Silvia; Rödenbeck, Johanna; Deinbeck, Monika (Hrsg.): Geschlechtliche Vielfalt (er)leben. Trans\*- und Intergeschlechtlichkeit in Kindheit, Adoleszenz und jungem Erwachsenenalter. Psychosozial-Verlag, Giessen. S. 123–139.



## 6.2. ABBILDUNGEN

Titel eigene Darstellung für diese Arbeit

S. 20 eigene Darstellung



# **GESCHLECHTERVIELFALT**

## GLOSSAR

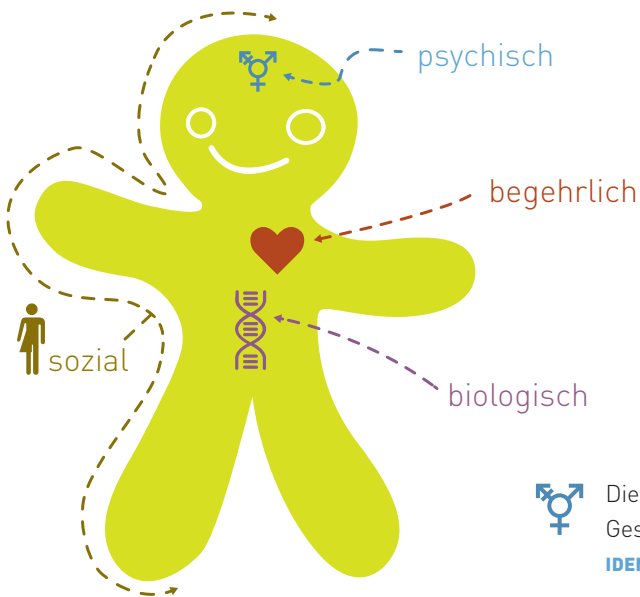
- 1 Der Begriff ist alles andere als negativ konnotiert (im Sinne von: nicht ernst zu nehmen) zu verstehen, im Gegenteil: Lustvoll und vielfältig soll das Leben sein, in all seinen Belangen und Dimensionen.
- 2 Lesben lieben Transmänner und intergeschlechtliche Menschen sind heterosexuell. Tausende von Möglichkeiten gibt es, alles ist Realität: biologisches Geschlecht, psychisches? Irrelevant. Relevant ist das Ich, das sich im Wir geborgen fühlen soll.
- 3 Auf sexuelle Praktiken wird nicht eingegangen, weil dies den Rahmen sprengen würde.

Die Piktogramme sind mit dem Versuch, die →**sex**-, →**gender**-, →**identity** und →**desire**-Thematik – also die Geschlechtervielfalt – zu systematisieren, von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn: Geschlechts→**identitäten** gibt es so viele, wie es Menschen gibt, entsprechend gibt es unzählige Spielarten<sup>1</sup> zwischen diesen vier – notabene konstruierten und vorläufigen – Kategorien, die nie und nimmer<sup>2</sup> erfasst werden können und deren Abgrenzung alles andere als scharf ist, sondern fluid und interdependent<sup>3</sup>.

Trotzdem: Begrifflichkeiten werden verwendet und sollen verstanden werden. Und darum halt doch dieses Glossar, das vielleicht ein bisschen Klarheit schafft im Wissen, dass keine der Kategorien unabhängig der andern und vor allem: unabhängig des Individuums gedacht werden kann.

## INHALT

- 1 Einführung
- 5 Glossar
- 13 Literatur
- 13 Impressum



Die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** bezeichnet, wie du psychisch (emotional und kognitiv) dein Geschlecht definierst – basierend auf deinem Verständnis, was Geschlecht bedeutet.

**IDENTITY → PSYCHISCH → GESCHLECHTSIDENTITÄT**



→ **GESCHLECHTSAUSDRUCK** meint die Art, wie du Geschlecht im sozialen Umfeld präsentierst: Durch dein Verhalten, deine Kleidung, dein Auftreten, und wie dieser Ausdruck basierend auf Geschlechternormen interpretiert wird.

**GENDER → SOZIAL → GESCHLECHTSAUSDRUCK**



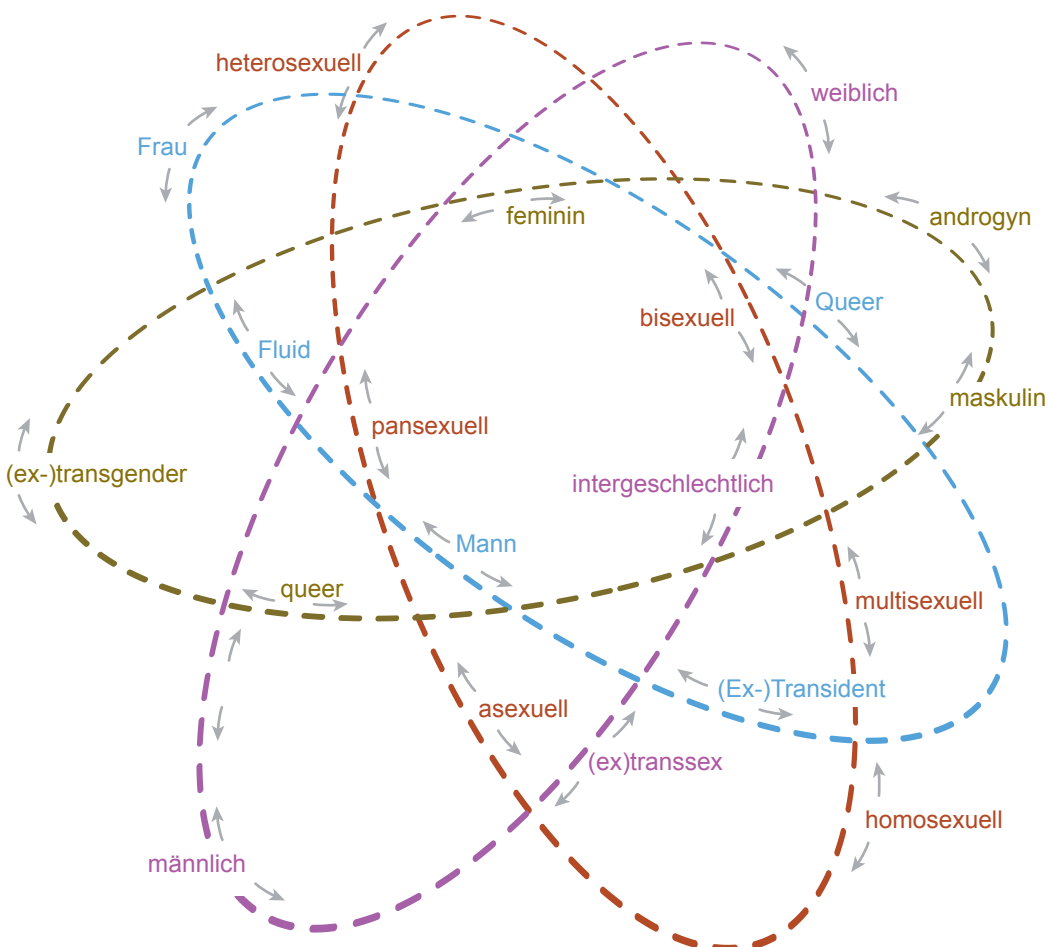
Das → **BIOLOGISCHE GESCHLECHT** ist charakterisiert durch die Merkmale, mit denen du geboren und aufgewachsen bist (Genitalien, Gestalt, Stimmlage, Hormone, Körperbehaarung, Chromosome etc.) und/oder mit denen du lebst.

**SEX → BIOLOGISCH/KÖRPERLICH/PHYSISCH**



Das → **BEGEHREN** sagt aus, von welchen Personen du dich sexuell und/oder platonisch angezogen fühlst.

**DESIRE → SEXUELLES/PLATONISCHES BEGEHREN**



Versuch der **Systematisierung**



biologisch

Das **biologische Geschlecht** ist charakterisiert durch die Merkmale, mit denen du geboren und aufgewachsen bist (Genitalien, Gestalt, Stimmlage, Hormone, Körperbehaarung, Chromosome etc.) und/oder mit denen du lebst.

- intergeschlechtlich
- (ex-)trans (zis)
- vorwiegend weiblich
- vorwiegend männlich
- ...



psychisch

Die **Geschlechtsidentität** bezeichnet, wie du psychisch (emotional und kognitiv) dein Geschlecht definierst – basierend auf deinem Verständnis, was Geschlecht bedeutet.

- Queer
- Fluid
- (Ex-)Trans
- Frau (cis)
- Mann (cis)
- ...



sozial

**Geschlechtsausdruck** meint die Art, wie du Geschlecht im sozialen Umfeld präsentierst: Durch dein Verhalten, deine Kleidung, dein Auftreten, und wie dieser Ausdruck basierend auf Geschlechternormen interpretiert werden.

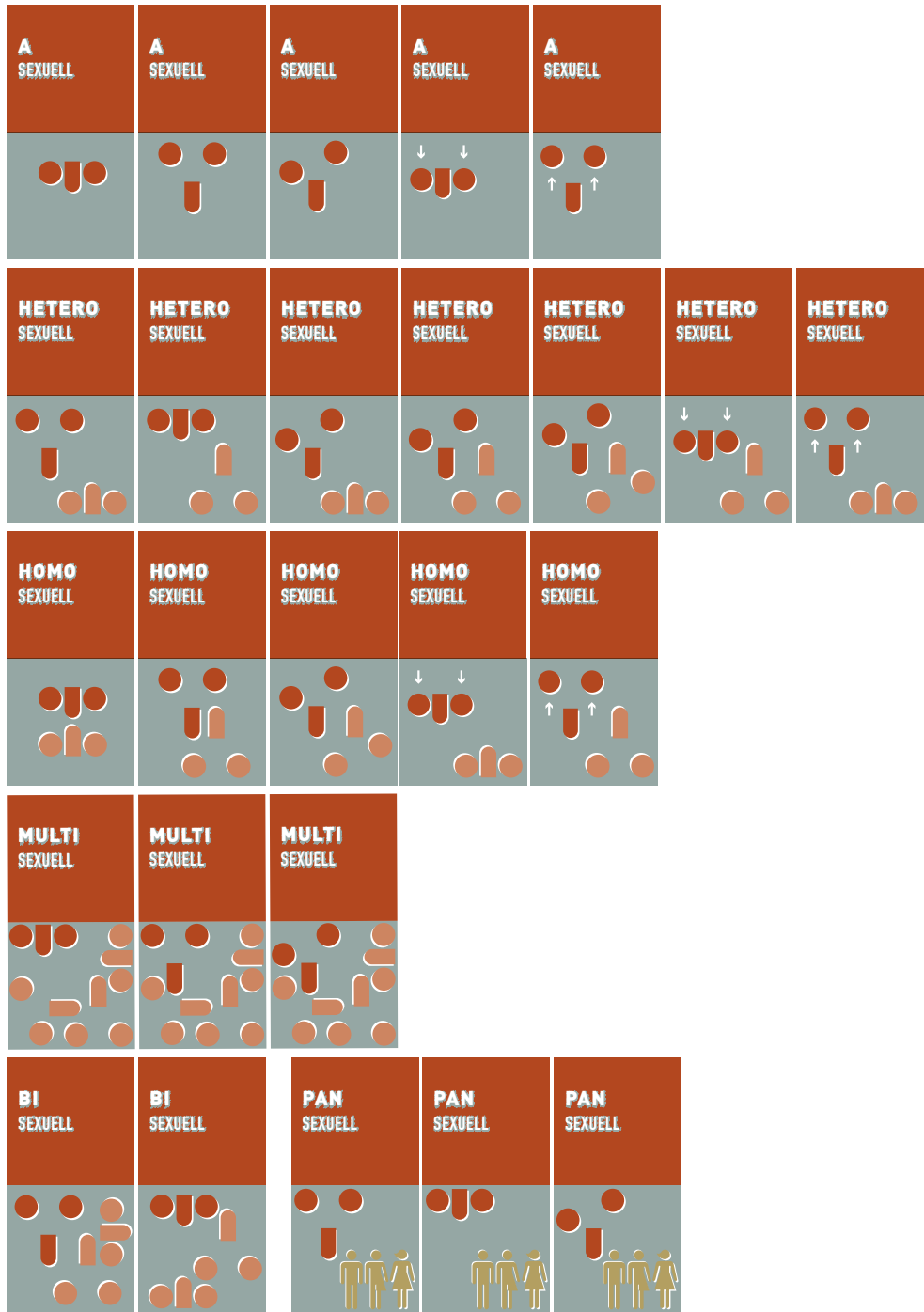
- queer
- androgyn
- (ex-)transgender
- feminin
- maskulin
- Transvestismus
- Travestie/ Drag
- «drittes Geschlecht»
- ...



begehrlich

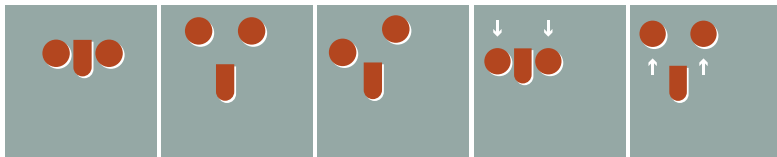
Das **Begehren** sagt aus, von welchen Personen du dich sexuell und/oder romantisch angezogen fühlst.

- asexuell
- heterosexuell
- homosexuell
- bisexuell
- multisexuell
- pansexuell
- ...



# Glossar MIT PIKTOGRAMMEN

## ASEXUALITÄT



a = Alpha  
privativum, verneinende  
Vorsilbe

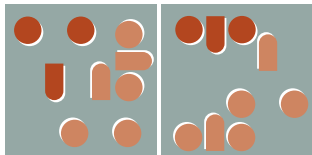
Menschen, die kein sexuelles Begehren bzw. keine sexuelle Anziehung verspüren oder keine Sexualität leben wollen – keinem sozialen, biologischen oder begehrliehen Geschlecht gegenüber.

## ASTERISK; STERN



Der Stern wird wie der → **GENDERGAP / -SPACE** verwendet, um auf den Zwischenraum zwischen den (→ **HETERONORMATIVEN**, → **BIOLOGISCHEN**, → **SOZIALEN**) Polaritäten weiblich und männlich aufmerksam zu machen (z.B. «Pädagog\*in»). In einem Verständnis der Vielfalt wäre «\*Pädagog\*in\*» konsequenter, weil damit die Zweipoligkeit aufgelöst wird.

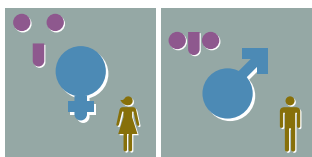
## BISEXUALITÄT



bi = lateinisch für zwei,  
doppelt, beide

Menschen, die sich sowohl von Männern wie von Frauen sexuell angezogen fühlen. Der Begriff bedient sich der gesellschaftlich verankerten und naturalisierten Zweigeschlechtlichkeit, Alternativen finden sich in der → **MULTISEXUALITÄT**.

## CIS (-GESCHLECHTLICH / -GENDER / CIS\*)



cis = griechisch für  
diesseits

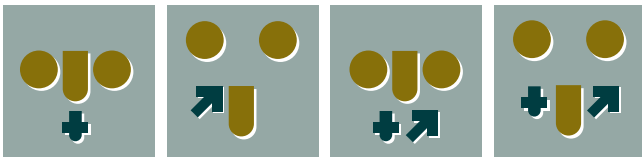
Die Vorsilbe «cis» benennt, dass eine Person sozial in Übereinstimmung mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen biologischen Geschlecht lebt, z.B.: Eine Cis-Frau wurde dem biologisch weiblichen Geschlecht zugeordnet und identifiziert sich selbst als biologische und soziale Frau (sinngemäss für biologische und soziale Männer). Der Begriff wird in der Regel als Abgrenzung zu Queer- / Trans- / Interpersonen verwendet; er gibt keine Auskunft über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**, wird jedoch oft mit «heterosexuell» gleichgesetzt.

## DESIRE → BEGEHREN

## DOING GENDER

Der Begriff meint, dass Geschlechter deshalb unterschiedlich sind, weil sie unterschiedlich betrachtet werden. Es ist unmöglich, die Natur «neutral» zu betrachten, insofern ist sie nie natürlich, sondern immer naturalisiert, entsprechend ist das Geschlecht immer hergestellt bzw. konstruiert, was sich in Rollenerwartungen und -bildern zeigt und verfestigt. **UNDOING GENDER** Der Begriff meint nicht, die Kategorie Geschlecht zu negieren, sondern vielmehr, diese immer im Zusammenhang und in Interaktion mit anderen Kategorien und mit kulturellen und sozialen Zuschreibungen zu verstehen.

### DRITTES GESCHLECHT (TOMBOY, SISSYBOY UND WEITERE)



Unter dem «dritten Geschlecht» werden – traditionellerweise in der Ethnologie – verschiedene Formen von Geschlecht zusammengefasst, jenseits der «normalisierten» Zweigeschlechtlichkeit, was in der Regel bedeutet, dass das soziale nicht mit dem biologischen Geschlecht – bzw. den Verhaltenserwartungen daran – übereinstimmt.

Beispiele u.a.: Hijra (Indien), Tomboy und Sissyboy (Thailand), Schwurjungfrau (div. Balkanländer), Two-Spirit-People (Indigenæ Amerika). Die sich nicht rollenkonform verhaltenden Menschen sind gerade deshalb oft sozialer Ächtung bis staatlicher Verfolgung ausgesetzt. In Australien, Indien und Paktistan ist das Dritte Geschlecht eine juristisch gültige Geschlechtskategorie.

→ **INTERGESCHLECHTLICHKEIT** kann nicht als drittes Geschlecht bezeichnet werden, weil die biologischen Spielarten allzu vielseitig sind.

### DRAK → TRAVESTIE

### GENDER → GESCHLECHT (SOZIAL)

### GENDERFLUID



Die Geschlechtsidentität ist veränderbar und wird auch so verstanden und gelebt.

### GENDERGAP (UNTERSTRICH)/GENDER-SPACE



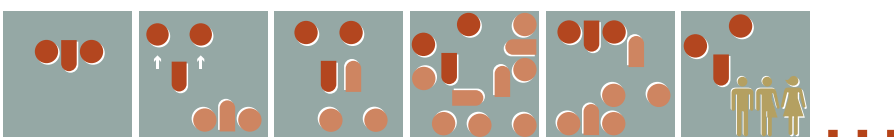
vgl. → **ASTERIK/STERN**.

Der Begriff «Gendergap» ist insofern problematisch (wie auch das Zeichen), als es nicht um eine Lücke geht, sondern um Vielfalt.

### GESCHLECHT

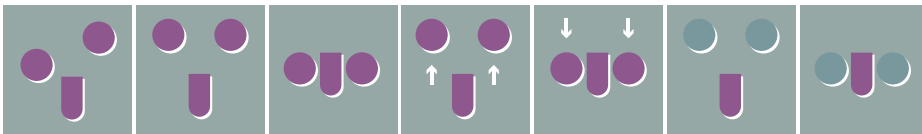
Der Begriff kann sich sowohl auf das → **BIOLOGISCHE**, → **SOZIALE**, → **IDENTE** oder → **BEGEHRLICHE** Geschlecht beziehen. Er verdeutlicht in seiner Unschärfe die Vielfalt der Identitäten, Geschlechter, Körper und Begehrlichkeiten: → **ANDRO-GYNE** lieben → **TRANSMÄNNER** und → **INTERGESCHLECHTLICHE PERSONEN** sind → **HETEROSEXUELL**, Frauen (biologisch oder/und sozial und/oder ident?) begehren Männer (biologisch oder/und sozial und/oder ident?). Unzählige Möglichkeiten gibt es, alles ist Realität: → **BIOLOGISCHES** Geschlecht, → **SOZIALES**, → **IDENTES**, → **BEGEHRLICHES**? Irrelevant. Relevant ist das **Ich**, das sich im **Wir** geborgen fühlen soll.

### GESCHLECHT (BEGEHRLICH)



Der Begriff meint meist das sexuelle und/oder platonische Begehren. In der Regel wird das → **BIOLOGISCHE** Geschlecht damit in Verbindung gebracht, doch das → **SOZIALE** kann ebenso ausschlaggebend sein wie die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** oder die Person an sich (→ **PANSEXUALITÄT**). Eine Spielweise.

## GESCHLECHT (BIOLOGISCH)



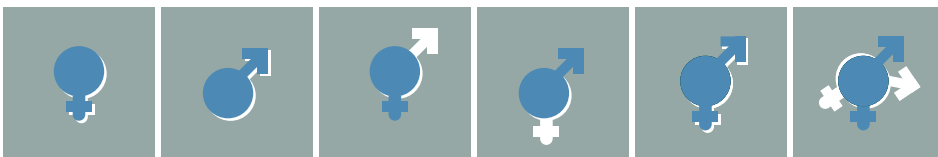
Sex (= engl. für «biologisches» Geschlecht)

Das «biologische» Geschlecht (engl. «sex») beschreibt das körperliche Geschlecht, das den Menschen spätestens bei der Geburt zugeschrieben wird. «Biologisch» umfasst das gonodale, hormonelle und äussere/innere genitale Geschlecht, bezieht sich also auf Chromosomensätze (XX, XY, XXY und weitere), Keimdrüsen (Eierstöcke, Hoden, Ovarien), Hormone und Geschlechtsorgane (Klitoris, Penis, Phalloklit und weitere Mischformen), wobei in der Regel nach den äusseren Geschlechtsmerkmalen beurteilt und zugeordnet wird. Grundlage von «männlich» und «weiblich» ist ein von der Reproduktionsfähigkeit ausgehendes, naturalisiertes Verständnis von Geschlecht (das in dieser konservativen Sichtweise intergeschlechtliche Menschen ausschliesst).

<b>WEIBLICH &amp; MÄNNLICH</b>	innere und äussere Geschlechtsorgane eindeutig und übereinstimmend
<b>→ INTERGESCHLECHTLICH</b>	die inneren und äusseren Geschlechtsorgane sind nicht eindeutig/nicht kongruent; zahlreiche Varianten
<b>→ TRANS</b>	biologisches, soziales und/oder identes Geschlecht sind nicht gleich

«Biologisch» ist deshalb in Anführungszeichen gesetzt, weil nichts ohne sozialen Hintergrund wahrgenommen werden kann und infolgedessen immer schon konstruiert ist. Die Anführungszeichen betonen also, dass auch das «biologische» Geschlecht insofern konstruiert ist, als es von der sozialen Interpretation abhängig und somit «naturalisiert» und keineswegs so eindeutig sein dürfte, wie es interpretiert wird. Damit werden die «biologischen» Unterschiede nicht negiert.

## GESCHLECHT (PSYCHISCH) / GESCHLECHTSIDENTITÄT



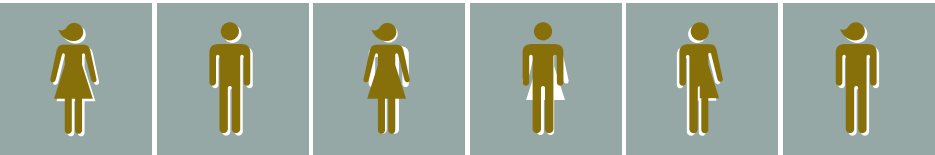
Geschlechtsidentität meint das Zugehörigkeitsempfinden zu einem – oder keinem – (→ **BIOLOGISCHEN** und/oder → **SOZIALEN**) Geschlecht – unabhängig des (in der Regel bei Geburt) zugewiesenen Geschlechts. Entscheidend ist wie für jeden Identitätsbegriff jedwelcher Kategorie die innere Gewissheit, sprich: die Selbstwahrnehmung.

Die Geschlechtsidentität zeigt sich bei den meisten Menschen als → **CISIDENTITÄT** (Übereinstimmung von → **BIOLOGISCHEM** und → **SOZIALEM** Geschlecht), bei einigen Menschen als → **TRANSIDENTITÄT** (keine Übereinstimmung von biologischem und sozialem Geschlecht) oder als → **INTERIDENTITÄT**.

Die Geschlechtsidentität sagt nichts aus über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**.



GESCHLECHT (SOZIAL) / GESCHLECHTSAUSDRUCK



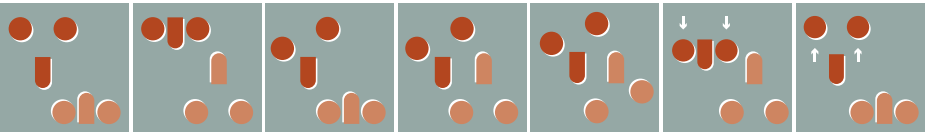
Gender (= engl. für «soziales» Geschlecht)

Als Pendant zum → **BIOLOGISCHEN GESCHLECHT (SEX)** kann das «soziale» Geschlecht (engl. gender) verstanden werden, das vor allem mit gesellschaftlichen (kulturellen und sozialen/historisch bedingten) Normen und Rollenerwartungen verknüpft ist und entsprechend das soziale Verhalten prägt/prägen kann (z. B. bezüglich Verhalten und Auftreten, Kleidung etc.). Die Begriffe «Gender» und «Sex» bzw. «Geschlecht» sind stark kulturell geprägt und gedeutet und bestimmen entsprechend die Wahrnehmung von Geschlecht (biologisch und/oder sozial), was mit dem Begriff «Gender» betont wird – die Aufgaben sind nicht typisch «männlich» oder typisch «weiblich» und also «natürlich», sondern beruhen vielmehr auf (sozial/ kulturell konstruierten) Traditionen und sind damit «naturalisiert».

HETERONORMATIVITÄT / HETEROSEXISMUS

Der Begriff beschreibt das binäre, (in der westlichen Welt) vorherrschende Geschlechtersystem, das von den starren Konzepten der Weiblichkeit und Männlichkeit ausgeht und diese beiden Kategorien in ein hierarchisches Verhältnis zueinander stellt. Damit einher geht die Vorstellung der Übereinstimmung vom biologischen mit dem sozialen (bzw. sozial zugewiesenen) Geschlecht und von einem auf das jeweilig andere Geschlecht orientierte Begehren. Der heteronormative Blick heisst auch: Sanktionierung und Ausgrenzung von Personen, die dieser binären Ordnung nicht entsprechen (darum auch: Hererosexismus – ein Begriff, der das Macht- und Diskriminierungspotenzial betont).

HETEROSEXUALITÄT



hetero = griechisch für verschieden

Menschen, die sich vom «andern» (in der Regel biologischen) Geschlecht sexuell angezogen fühlen. Auch dieser Begriff bedient sich im Volksmund – wie die → **BISEXUALITÄT** – der Zweigeschlechtlichkeit (obwohl der griechische Ursprung anderes zuliesse). Alternativen und Erweiterungen → **MULTISEXUALITÄT**

HOMOSEXUALITÄT



homo = griechisch für gleich, ähnlich, gemeinsam

Menschen, die sich vom gleichen (in der Regel biologischen) Geschlecht sexuell angezogen fühlen.  
Frauen – Frauen → **LESBE / LESBISCH**  
Männer – Männer → **SCHWULER / SCHWUL**

Intergeschlechtliche Menschen werden hier konventionell nicht mitgedacht /-genannt → **MULTISEXUALITÄT**

## INTERIDENTITÄT

selbstbestimmte Identitätskonzepte von → **INTERGESCHLECHTLICHEN** Personen.

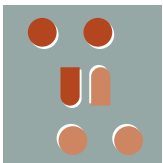
## INTERGESCHLECHTLICH / INTER\*



Als intergeschlechtlich wird ein Mensch bezeichnet, der mit chromosomalen, genetischen oder hormonellen Besonderheiten nicht eindeutig einem → **BIOLOGISCHEN GESCHLECHT** (binär normiert: weiblich oder männlich) zugeordnet werden kann. Operationen und/oder Hormonbehandlungen bereits im frühen Kindesalter, die eine «eindeutige» Geschlechtszugehörigkeit ermöglichen (z.B. «Justierung» einer vergrößerten Klitoris; aus gesundheitlicher Sicht in den meisten Fällen vollkommen unnötig), werden in der Schweiz nurmehr selten durchgeführt; Usus sollte sein, dass die Menschen zu gegebener Zeit selber entscheiden können, ob sie vereindeutigende Eingriffe vornehmen lassen wollen – ein Menschenrecht. Der Begriff gibt keine Auskunft über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**.

Als Selbstdefinition, manchmal auch als Fremddefinition und manchmal auch abwertend verwendete Begriffe: Zwitter, Hermaphrodit, Intergender. Der Begriff «Intersexuell» sollte nicht verwendet werden, weil inter\* keine Frage der begehrlischen Dimension von Geschlecht ist, sondern der körperlichen. Intergeschlechtlichkeit kann nicht als drittes Geschlecht bezeichnet werden, weil die biologischen Spielarten allzu vielseitig sind.

## LESBE / LESBISCH



Klassischerweise → **CIS-FRAUEN**, die → **CIS-FRAUEN** l lieben und begehren. Spielarten sind in jeder Form denk- und lebbar. → **HOMOSEXUALITÄT** → **MULTISEXUALITÄT**

## LGBTIQ (ENGLISCH) / LSBTIQ (DEUTSCH)

englisch: lesbian, gay, bisexual, trans\*, inter\*, queer  
deutsch: Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans\*, inter\*, queer

Varianten (eher nicht mehr im Gebrauch): LGBT, LGBTQ

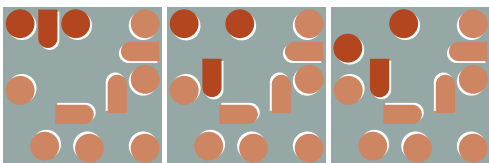
## NON-BINÄR → QUEER

## METROSEXUALITÄT

Heterosexuelle Männer, die bewusst den Körper pflegen (Fitness, Hygiene, etc.) und sich modebewusst kleiden. Eher ein Begriff der Medien und somit eher der Fremd- denn der Selbstbezeichnung.

Der Begriff sagt nichts aus über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG** und die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT**.

## MULTISEXUALITÄT

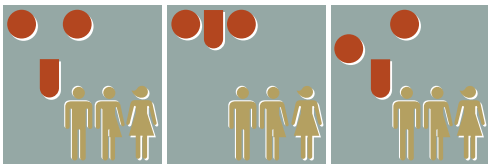


multi =  
griechisch  
für viele

Multisexualität geht davon aus, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt (auch in Abgrenzung zu den Begriffen der → **BISEXUALITÄT** und → **HOMOSEXUALITÄT**, die von einem binären Geschlechtsmodell ausgehen). Multisexuelle Menschen begehren entsprechend auch Menschen, die sich zwischen den Polen bewegen (→ **INTER**, → **TRANS**). Multisexualität legt den Fokus auf eine vielfältige Sexualität, wohingegen → **PANSEXUALITÄT** den Fokus auf die Person unabhängig ihres → **SOZIALEN** / → **BIOLOGISCHEN** Geschlechts legt.

---

### PANSEXUALITÄT / POLYSEXUALITÄT



pan =  
griechisch  
für alle

Der Begriff bezeichnet die sexuelle Orientierung, die Begehren unabhängig vom Geschlecht oder der Geschlechtsidentität des Gegenübers empfindet.

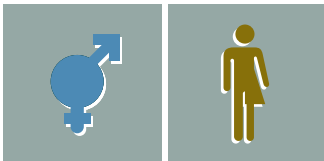
---

### POLYAMORIE

Polyamouröse Personen pflegen zu mehr als einem Menschen gleichzeitig eine Liebesbeziehung. Dabei sind alle Partner\*innen darüber informiert und damit einverstanden.

---

### QUEER, GENDERQUEER



Mit dem Begriff benennen sich Personen, die sich nicht in ein → **HETERONORMATIVES**, binäres Geschlechtsverständnis einordnen und festlegen wollen und/oder können. Queer versteht sowohl das → **BIOLOGISCHE** wie das → **SOZIALE** Geschlecht als konstruiert und stellt die ihm zugrunde liegenden gesellschaftlichen Normen und Regulatorien infrage bzw. betont deren Ausgrenzungsmechanismen (→ **HETEROSEXISMUS**) und Herrschaftsverhältnisse. Queer betont und anerkennt die Vielfalt von → **GESCHLECHTSIDENTITÄTEN**.

---

### SEX → GESCHLECHT (BIOLOGISCH)

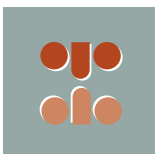
---

### SEXUELLE ORIENTIERUNG → GESCHLECHT (BEGEHRICH)

Der Begriff benennt das sexuelle Begehren einer Person, das sie lebt und/oder fühlt. Die sexuelle Orientierung sagt nichts aus über die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT**, das → **BIOLOGISCHE** oder → **SOZIALE** Geschlecht.

---

### SCHWULER/SCHWUL



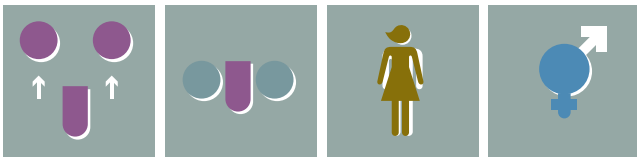
Klassischerweise → **CIS-MÄNNER**, die → **CIS-MÄNNER** lieben und begehren. Spielarten sind in jeder Form denk- und lebbar. → **HOMOSEXUALITÄT**

## TRANS\*

Die Vorsilbe schliesst alle Menschen mit ein, die eine andere → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** leben als die, die ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde in → **BIOLOGISCHER**, → **SOZIALER** und/oder → **PSYCHISCHER** Hinsicht. Der → **ASTERISK\*** versucht, sämtliche Identitätsformen und Lebensweisen von Trans\* zu berücksichtigen und damit auch die Personen einzubeziehen, die sich keinem definierten Konzept der Trans- oder Zweigeschlechtlichkeit (→ **HETERONORMATIVITÄT**) biologischer oder sozialer Art zugehörig fühlen.

Der Begriff der Transsexualität sollte nicht verwendet werden, weil trans\* keine Frage der begehrlchen Dimension von Geschlecht ist, sondern der psychischen, sozialen und biologischen.

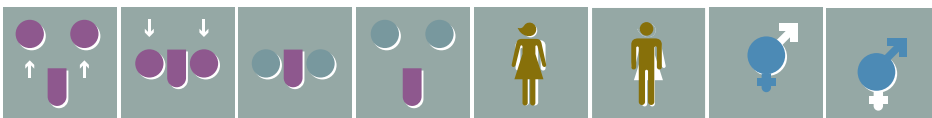
## TRANSFRAU



Als Transfrau bezeichnet sich eine Person, der bei der Geburt zwar das männliche → **GESCHLECHT (BIOLOGISCH)** zugewiesen wurde, die sich selbst jedoch dem weiblichen → **GESCHLECHT** zugehörig fühlt und den Körper durch Hormongaben und/oder geschlechtsangleichende Operationen entsprechend ihrer → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** verändert (namensgebend ist das idente Geschlecht). Am Ende dieses Prozesses ist sie Frau. Ohne Trans.

Der Begriff gibt keine Auskunft über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**.

## TRANSIDENTITÄT / TRANSGENDER / TRANSGESCHLECHTLICHKEIT



Transidentität benennt, dass das bei der Geburt zugewiesene (→ **BIOLOGISCHE**) → **GESCHLECHT** keine zwingende Folge für das gelebte und gefühlte (→ **SOZIALE** und/oder → **IDENTE**) → **GESCHLECHT** ist: sozial und biologisch ≠ identisch. Der Begriff Transidentität wird verwendet um zu verdeutlichen, dass es nicht in erster Linie um Sexualität geht, sondern vielmehr um die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** – mit Wirkung auf die → **BIOLOGISCHE**, → **SOZIALE** und → **BEGEHRICHE** Dimension von Geschlecht. Trans\*-Personen (→ **TRANSFRAU**, → **TRANSMANN**) wurde bei der Geburt ein biologisches und damit soziales Geschlecht zugewiesen, fühlen sich selbst jedoch dem anderen Geschlecht zugehörig. Die biologische Geschlechtsangleichung kann (muss jedoch nicht → **ZISIDENTITÄT**) vollzogen werden – von der Hormonbehandlung bis zu operativen Eingriffen.

Transsexualität sagt nichts aus über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**

Transmenschen gleichen ihr biologisches/soziales Geschlecht oft einer Geschlechtsidentität mit einem binären Geschlechtsverständnis an, dem «wünschenswert gegensätzlich Anderen» (weiblich – männlich, vice versa). Weitere Spielarten (z.B. weiblich – inter wie queer – inter) sind denk-, mach- und lebbar → **ZISIDENTITÄT** → **QUEER**.

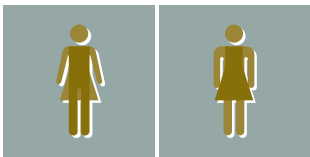
## TRANSMANN



Als Transmann bezeichnet sich eine Person, der bei der Geburt zwar das weibliche → **GESCHLECHT (BIOLOGISCH)** zugewiesen wurde, die sich selbst jedoch dem männlichen → **GESCHLECHT** zugehörig fühlt und den Körper durch Hormongaben und/oder geschlechtsangleichende Operationen entsprechend der → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** verändert (namensgebend ist das idente Geschlecht). Am Ende dieses Prozesses ist er Mann. Ohne Trans.

Der Begriff gibt keine Auskunft über die → **SEXUELLE ORIENTIERUNG**.

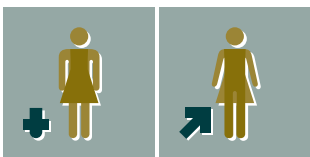
## TRANSVESTISMUS / CROSS-DRESSING



Transvestit\*innen tragen gesellschaftlich zugeordnete Kleidung des «Gegen»-Geschlechts unabhängig der sexuellen Orientierung und unter Beibehaltung des eigenen sozialen Geschlechts, meint: keine Identifikation mit dem «anderen», sondern Freude an der Inszenierung des «anderen» Geschlechts. Es geht also meist um die Verhaltensebene – in der Regel unter besonderen, performativen Umständen – und nicht um die → **GESCHLECHTSIDENTITÄT**. Cross-Dressing/Transvestismus kann jedoch als Teil eines → **TRANSIDENTEN** Selbstkonzepts von Trans\*-Personen auch Fragen einer → **GESCHLECHTSIDENTITÄT** jenseits der binären Geschlechterordnung (→ **HETERONORMATIVITÄT**) berühren. → **TRAVESTIE**

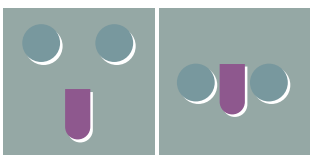
## TRANSSEXUALITÄT → TRANSIDENTITÄT

## TRAVESTIE / DRAG



In der Regel: Performative Rolle eines Geschlechts durch eine Person des anderen Geschlechts, oft überzeichnet bzw. parodiert. → **TRANSVESTISMUS**

## ZIDENTITÄT



Der Begriff beschreibt eine Ausprägung von → **TRANSIDENTITÄT**, bei der nur teilweise – oder gar keine – geschlechtsangleichende Operationen gewünscht sind.

Nicht zu verwechseln mit → **CIS**

### WEITERFÜHRENDE INFORMATIONEN, LITERATUR & QUELLEN

Baltes-Löhr, Christel (2014): Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung. In: Schneider, Erik; Baltes-Löhr, Christel (Hrsg.): Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz. Transcript Verlag, Bielefeld. 2. Auflage 2015, S. 17–40.

Bendl, Regine; Walenta Christa (2007): Queer Theory und Ansatzpunkte für Gender Mainstreaming. o.V.

Dreier, Katrin; Kugler, Thomas; Nordt, Stephanie (2012): Glossar zum Thema geschlechtliche und sexuelle Vielfalt im Kontext von Antidiskriminierung und Pädagogik. In: Bildungsinitiative Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg (Hrsg.): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Handreichung für Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe. Berlin 2012.

Du bist du (2017): [www.du-bist-du.ch/lexikon](http://www.du-bist-du.ch/lexikon)

Intersektionalität (2017): [www.portal-intersektionalitaet.de](http://www.portal-intersektionalitaet.de)

Schmidt, Gunter (2014): Das neue DER DIE DAS. Über die Modernisierung des Sexuellen. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Psychosozial-Verlag, Giessen.

Tuider, Elisabeth; Müller, Mario; Timmermanns Stefan; Bruns-Bachmann, Petra; Koppermann, Carola (2008): Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit. 2. überarbeitete Auflage 2012. Beltz Juventa, Weinheim und Basel.

Villa, Paula Irene (2010): (De-)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchges. Auflage. Wiesbaden. S. 146 – 157.

### IMPRESSUM

Sämtliche Texte und Bilder: Christine Blau 2017/18